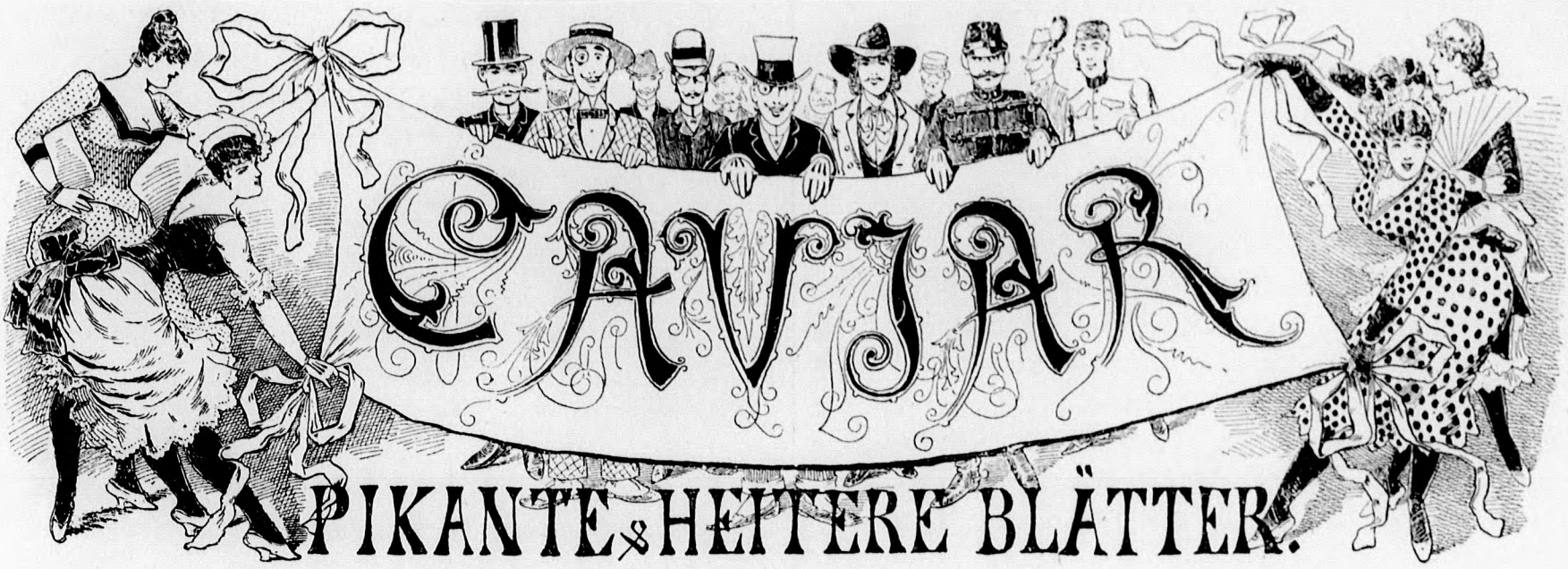


bonifat



— + ◦ Erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland). ◦ + —
 Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofuschlag.



— Wenn ich nicht irre, mein Fräulein, so reisten Sie im vorigen Jahre mit einer anderen Mama?

— Ja, denken Sie sich: ich mußte sie entlassen . . . sie war mir zu jung . . .

Das Klavier.

Von Catulle Mendès.

I.

So scharfsinnig und erfinderisch die Baronin von Linège auch sein mag, würde es ihr doch sehr schwer gelungen sein, ihrem Gatten in glaubwürdiger Weise zu erklären, warum sie sich im Hemde, in dem im zweiten Stocke des Schlosses gelegenen Zimmer des jungen slavischen Pianisten befand, der lange, blonde Locken hatte und schön war wie ein Weib. Daß sie — ohne an Schlimmes zu denken — sich wegen der großen Hitze entkleidet habe, das durfte sie nicht sagen; denn man war in den letzten Herbsttagen und man sah durch die Mouseline-Vorhänge der Fenster, wie die laublosen Bäume des Gartens im Morgenwinde ihre Nester kläglich an einander schlugen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, hätte die liebe Schloßfrau, so reizend mit den kleinen, spitzigen Brüstchen, die sich unter dem feinen Battist des Hemdes aufrichteten, einfach sagen können, daß sie wahnsinnig verliebt sei in diesen fremden Musiker, der seit drei Wochen ihr Gast war, der auf seinem Piano so zärtliche Romangen spielte, der Worte zu sprechen verstand so süß wie seine Musik, und daß nichts natürlicher sei, als nach dem Bekenntniß ihrer Liebe ihm auch das Geständniß ihrer Schönheit zu machen. Allein, diese bis zum Exzeß getriebene Musik-Liebhaberei war durchaus nicht geeignet, den Baron von Linège zu befriedigen, der ein Mann von positivem Sinne war, zu künstlerischer Begeisterung wenig Eignung hatte. Eine solche Erklärung würde ihn nur noch mehr erbittert haben. Die schuldige Gattin faßte denn den weisen Entschluß — gar nichts zu sagen, und während der Musiker verlegen an seinen Locken zupfte, begnügte sie sich die rosafarbenen Schulterstreifen ihres Hemdes wieder zusammenzuknüpfen, weil man vor dem Gatten die Schicklichkeit bewahren muß.

Was den Baron betrifft, — der in Pantoffeln, Schlafrock und Hausmütze erschienen war, deren Troddel ihm auf das Ohr herabbaumelte — so blieb er anfänglich starr vor einem so unvermutheten Schauspiele stehen; sein volles Angesicht, roth wie spanischer Pfeffer, war umso drolliger, je mehr es sich anstrenge, einen furchtbaren Ausdruck anzunehmen, und vermöge der Wuth, die ihm den Athem verschlug, wogte sein Bäuchlein wie der Busen einer dramatischen Schauspielerin in der Hauptscene des vierten Actes.

— Madame! rief er endlich aus, glauben Sie ja nicht, daß ich ein gutmüthiger Gatte bin, den man straflos verhöhnen darf. Wenn ich Sie nicht tödte, wie es mein Recht wäre, so geschieht es nur, weil ich eine grausamere Rache im Sinne habe. Sie werden künftig dieses Schloß, in welchem Sie mich entehrt haben, nicht mehr verlassen. Sie hören auf, meine Frau zu sein, Sie sind meine Gefangene. Keinerlei List soll meine Wachsamkeit täuschen; fern von Ihrem Liebhaber, fern von allen Vergnügungen werden Sie allein, bloß mit Ihren Gewissensbissen leben!

Daß Frau von Linège Gewissensbisse hätte, war nicht erwiesen, und ihr Gatte hatte Unrecht, Dies so leicht hin zu

behaupten; aber sie zeigte sich sehr empfänglich für die Drohung, ihren süßen Romangensänger nicht mehr zu sehen, ihr Leben hier zu verbringen, selbst im Winter, in der schönen Zeit der Bälle und der neuen Moden, fern von der Hauptstadt, in diesem langweiligen Schlosse. Und sie machte ein Mäulchen, das man ebenso gut für ein Lächeln wie für ein schmerzliches Grinsen nehmen konnte.

— Und was Sie betrifft, mein Herr! fügte der Gatte hinzu, indem er sich an den slavischen Pianisten wandte, — so haben Sie es nur meiner Scheu vor einem Skandal zu danken, wenn mein Zorn Sie verschont. Aber Sie werden sich spüten, von hier fortzukommen und werden sich fürder hüten, meinen Weg zu kreuzen. Vorwärts, marsch!

Für einen Mann im Schlafrock, der soeben seine Frau im Hemde überrascht hat, fern vom Ehebett, fehlte es dem Baron von Linège wirklich nicht an einer gewissen Würde. Der junge Musiker, fast noch ein Kind, eine wahre Mozart-Gestalt, senkte das Haupt vor diesem Gebote des Schloßherrn, und zog sich zurück, nicht ohne einen letzten Blick auf seine theure Mitschuldige und auf den großen Konzertflügel von Ebenholz und mit Füßen von Kupfer, der fast das ganze Gemach einnahm, zu werfen. Er hatte die Gewohnheit, dieses Instrument auf seinen Kunstreisen mitzunehmen, und nahm niemals eine Einladung an, ohne die Bedingung zu stellen, daß sein Flügel ihm folgen müsse. Auf einem andern Piano konnte er nicht spielen. Aber dieses Mal fand er die Umstände nicht günstig, um zu verlangen, daß man es ihm nachsende.

II.

So war es denn entschieden: er sollte sie nimmer wiedersehen. Obgleich mehr denn eine große Dame in Petersburg, Warschau, Wien, Paris, hingerissen von der Art wie er die Mazurkas von Chopin spielte, ihm die langen, blonden Locken geküßt, hatte er niemals eine Frau — selbst nicht die bewunderungswürdige Gräfin Loukhanoff, die so weiß war, daß man erstaunt war, keine Flügel an ihren Schultern zu sehen — dermaßen geliebt, wie die Baronin von Linège. Ach, welche selige Stunden hatten sie verlebt, vor Anbruch des Abends, wenn der Baron von der Jagd noch nicht zurückgekehrt war; er mit träumerischen Händen über die Tasten irrend, sie neben ihm sitzend und ihm zuhörend, zu ihm geneigt und schier vergehend in schmachtendem Entzücken bei dem verschwimmenden Rhythmus dieser Klänge. Und er erinnerte sich auch der intimeren Freuden, wo nicht bloß ihre Seelen sich vermengten, wo ihre Lippen schwiegen, weil sie in Küffen verschmolzen und seine kundigen Finger nicht bloß auf dem Piano umherirrten. Ach, diese Wonnen waren für immer verloren. Denn der Baron wird seine Drohungen sicher verwirklichen. Er wird seine Frau eingeschlossen halten; argwöhnisch wie ein Arnulph oder ein Bartolo wird er die Schlüssel aller Pforten im Gürtel tragen und alle Fenster vergittern lassen. Frau von Linège war ohne Zweifel eine geschickte Person; aber ach! es geschieht nur auf dem Theater, daß die Agnes und die Rosinen mit ihren Liebsten trotz aller Einschließungen zusammentreffen. Vergebens wird sie die schlauesten Listen anwenden; vergebens wird sie es versuchen, ihre Diener, nummehr ihre Wächter, für sich zu gewinnen; sie wird ihm nicht einmal mehr schreiben

können, sie wird ihm nicht durch Zusendung einer Blume, auf der noch ihr Kuß zittert, bekannt geben können, daß sie ihn noch immer anbetet. Die Seele erfüllt von solch' traurigen Gedanken kehrte er nach der Hauptstadt zurück, nicht mittelst der Eisenbahn oder eines Wagens, sondern zu Fuße, wie um sich langsamer von dem Schauplatze seines Glückes zu entfernen; und als allmählig die Nacht sich herabsenkte, erblinkten die Sternlein am Himmel, aber kein Schimmer von Hoffnung in seinem Herzen.

III.

In seine Wohnung heimgekehrt, war er erstaunt, sein Klavier in seinem Salon, an der gewohnten Stelle zu erblicken. Er befragte darüber seinen Diener, welcher mit dem Anzünden der Lampen beschäftigt war. Livirte Diener — so lautete die Auskunft — hätten vorhin im Auftrage des Barons von Lindge und ohne jede Erklärung das Klavier gebracht. Er konnte nicht umhin anzuerkennen, daß der Baron galant gehandelt habe, indem er ihm das kostbare Instrument so rasch nachsandte. Allein die Freude des Wiedersehens hielt nicht lange an. „Es ist gut, Sie können gehen“ — sagte er dem Diener; und als er allein geblieben war, betrachtete er melancholisch das Piano. Welche Erinnerungen rief der Anblick des Klaviers in ihm wach! — süße und herbe Erinnerungen zugleich. Nie wieder wird er für sie die Mazurkas von Chopin spielen; nie wieder wird sie sie hören, vorgeneigt, schier athemlos vor Entzücken! Denn ach! sie wird streng bewacht und kann ihrem Kerker nicht entinnen, den ein eifersüchtiger Kerkermeister geschlossen hat und hütet. Er setzte sich ans Klavier und näherte seine Hände den weißen und schwarzen Tasten. Es würde ihm Lust und Schmerz zugleich bereiten, dachte er, ihre Lieblingsweisen zu hören, allein zu hören . . .

Mit einem Schrei der Ueberraschung fuhr er empor. Unter dem Anschlag seiner Finger kam kein Ton, nein, kein einziger Ton hervor! Was sollte Das heißen? Ach ja, er begriff: der Baron hatte das Instrument verstümmelt, zerstört und es ihm in grausamer Ironie todt wiedergegeben.

Außer sich vor Wuth hob er den Deckel von Ebenholz, um die Zerstörung mit eigenen Augen zu sehen.

— Ach, wie liebe ich Dich! rief Frau von Lindge aus. Hat mein Mann nicht einen guten Einfall gehabt, Dir Dein Piano zurückzusenden?

Denn an Stelle der Saiten und des Resonanzbodens lag sie da, in dem enormen Flügel, und indem sie den Kopf mit dem wirren Haar erhob, lachte sie, daß alle milchweißen, kleinen Bähnen zu sehen waren.

Der Indier über das Weib.

Aphorismen aus der Sanskrit-Literatur, gesammelt von L. G.

Schönhüftige Weiber
Erfreuen das Herz,
Und doch bleiben Weiber
Unser einziger Schmerz!

*

Menschen altern durch vieles Reisen, Berge durch Wasser, Weiber durch ungestilltes Verlangen.

*

Viele Frauen bleiben ihren Männern nur darum treu, weil keine anderen nach ihnen begehren, oder aus Furcht vor der geschwägigen Dienerschaft.

*

Man sei nicht eifersüchtig, hüte aber die Weiber, sage ihnen Liebes, sei zart gegen sie, führe süße Reden, lasse sich aber nicht von ihnen beherrschen.

*

Wer hat diese Frauen geschaffen, die den Gumigä-Beeren gleichen, indem sie im Innern voll Gift, von außen aber lieblich sind?

*

Die Liebe ist ein Feuer, in dem der Liebesgenuß die Flamme und die Vertraulichkeit das Brennholz ist und in dem der Männer Jugend und Schätze geopfert werden.

*

Fliehe schon von fern, o Freund, vor dieser von Natur gefährlichen Schlange Weib: seine Seitenblicke sind ihres Giftes Feuer, seine Ausgelassenheit ihre aufgeblasene Haube. Ein von einer gewöhnlichen Schlange Gebissener kann durch Arzneien geheilt werden; wen die bewegliche Schlange Weib gepackt hat, den geben die Beschwörer auf.

*

Doppelt, heißt es, ist die Nahrung der Weiber, vierfach ihr Verstand, sechsfach ihr Unternehmungsgeist, achtfach ihr Liebestrieb.

*

Der Schöpfer hat gleichsam, weil innerhalb des Herzens der Weiber kein Platz für das Vollkommene ist, äußerlich an ihnen die Vollkommenheit geschaffen.

*

Zwiegespräch.

„Woher kommt es, o Mädchen, daß Deine Brüste in so früher Jugend schon sich gesenkt haben?“

„Stürzen denn nicht, o Thor, auch Berge zusammen, wenn man sie untergräbt?““

Im Harem.

Humoreske von A. Herse.

(Schluß.)

Da lag ich nun, von dem mich umhüllenden wassertriefenden Mantel an jeder freien Bewegung gehindert, auf dem weichen Teppich, der glücklicherweise die Wucht meines Falles gemildert und mich vor Schmerzen bewahrt hatte, in seltsamer unfreiwilliger Huldigung zu den Füßen der Favoritin.

Ich schwebte in großer Gefahr. Meine Augen waren starr auf den Eingang gerichtet, wo ich jeden Augenblick die schenkelstüßlichen Eunuchen vermuthete hereinbrechen zu sehen, mit hochgeschwungenen Säbeln, und schauernd fühlte ich schon im Voraus, wie mir das kalte Eisen an den Nacken fuhr.

Mit verzweifelter Anstrengung zerrte ich an den Knöpfen des Regenmantels, um meinen Revolver in die Faust zu bekommen. Ich wollte mich doch nicht ohne Widerstand abschlagen lassen, wenn mir auch klar war, daß ich der Uebermacht schließlich würde erliegen müssen; — da hörte ich über mir ein herzliches, helles Auflachen und in bestem Französisch die Worte: „Oh — c'est trop, — c'est bien drôle!“

Wo man lacht, so dachte ich, und unter Türken französisch spricht, da wird es ja wohl auch nicht gleich an ein unzivilisiertes Kopfschütteln gehen, auch war es mir unterdeß endlich gelungen mich aufzurichten.

Die Kapuze war mir sammt Filzhut dabei vom Kopfe gefallen und mußte mein enthülltes Haupt mit dem verworrenen Haar und Bart und dem jedenfalls sehr verstörten Gesichtsausdrucke einen urkomischen Anblick gewähren, denn eine förmliche Lachsalve hellklingender Frauenstimmen entlud sich um mich her; selbst der feiste Pascha hatte seine Würde so weit vergessen, daß ihm vor Lachen der dicke Bauch wackelte und helle Thränen ihm über die Wangen herabfloßen.

Die Knöpfe des Mantels hatten meinen unausgesetzten energischen Öffnungsversuchen schließlich krachend nachgegeben und im Nu hatte ich den Revolver schußfertig in der Faust und wollte schon, gereizt durch das endlose, mir durchaus unpassend erscheinende Lachen, den Beleidigten spielen und meinerseits zur Offensive übergehen; da wurde der Pascha plötzlich wieder ernst. Ein Blick voll Hoheit, den ich dem dicken Herrn gar nicht zugetraut, scheuchte die übermüthigen Dämchen Respekt heischend auf ihren Divan zurück; er selbst richtete sich, so weit dies seine gedrungene Gestalt zuließ, gravitatisch auf und redete mich, ebenfalls in gutem Französisch, ungefähr also an:

„Wisse, o Fremdling, nur der Anblick, welchen Du gleichsam als hereingeschleuderter, triefender Gummiball darbotest und der das Lachen de ma princesse favorite zur Folge hatte, bewahrte Dich vor furchtbarem Tode.“ — „Et cette petite chose là,“ — konnte ich mich nicht enthalten, den Revolver vorzeigend, einzuschalten; — doch der Dicke ließ sich nicht stören und fuhr salbungsvoll fort zu sprechen: „In einen Sack hätte ich Dich nähren und den Fischen des Bosporus zu willkommener Beute vorwerfen lassen, wie es dem Havensschänder zukömmt. An den Hunden jedoch, — der Fluch des Propheten möge ihre Seelen wie ein flammender Bligstrahl treffen — welche Dir zu diesem Frevel behilflich gewesen sind, soll die Strafe als warnendes Beispiel sofort vollzogen werden.“

Da hielt ich plötzlich dem zurücktaumelnden Pascha meinen gespannten Revolver unter die Nase, ihm zurufend: „Schwöre beim Barte des Propheten, daß den Männern, die mich hierher gebracht, kein Leid zugefügt werden wird, oder ich schieße Dich sofort über den Haufen; ich will nicht, daß durch meinen Leichtsinne noch ein anderes Menschenleben zu Grunde gehe.“

„Ich schwöre beim Barte des Propheten, daß den Lumpen nichts geschehen soll, aber nun höre mich ruhig bis zu Ende an; was ich Dir noch mitzutheilen habe, dürste Dich vielleicht weniger feindlich gestimmt machen.“

Ich zog mich mit meinem Revolver wieder etwas zurück und der Pascha setzte seine Rede, abermals in sein theatralisches Pathos zurückfallend, ungefähr folgendermaßen fort:

„Du hast mich zum Lachen gebracht, was Niemandem seit Jahren gelungen, darum sei Dir vergeben; ich lade Dich hiermit feierlichst ein, heute Abend mein Gast zu sein und mit mir Theil zu nehmen an den Vorfreuden des Paradieses.“

Auf ein Händeklatschen des Paschas stürzte das Rudel schwarzer Kobolde herein, und ehe ich es mich recht versah, war ich der nassen Oberkleider entledigt und stach, bedient wie von Heizermännchen im deutschen Märchen, in faltigen türkischen Gewändern und Schnabelschuhen und wie verzaubert kam ich mir in den seidenen Kleidern auch schon selbst wie ein echter Pascha vor. Mein zuvorkommender Wirth hatte sich inzwischen auf seinen Divan zurückbegeben, gefolgt von seiner, per grünes Taschentuch bereits erkorenen Dulcinea, welche sich sofort mit zärtlichen Liebkosungen um ihn zu schaffen machte.

„Nun höre, o Fremdling,“ — wandte der Pascha sich auf's Neue an mich, mit einer würdevollen Armbewegung auf die übrigen Frauen deutend — „wen Ben Aly unter seinem dürftigen Dache als Gastfreund willkommen heißt, mit dem theilt er nicht nur Speise und Trank, sondern auch den Urquell aller Freuden: wähle unter diesen Blumen meines Harems und welcher Blume Duft Deinen Sinnen am meisten zu schmeicheln vermag, an der berausche Dein Herz zu paradiesischem Frohsinn.“ Das ging mir aber denn doch über den Spaß, daß solch ein eifersüchtiger Türke aus Gastfreundschaft sogar seine Frauen anbieten sollte; daher vermuthete ich irgend eine verrätherische Hinterlist und beschloß auf meiner Hut zu sein. Unwillkürlich hatte ich bei dem Gedanken meine Waffe erhoben, welche ich bei der mit mir vorgenommenen Metamorphose gewissermaßen instinktmäßig nicht aus der Hand gelassen hatte.

Da trat Kleopatra auf mich zu, und indem sie beschwichtigend ihre Hand auf meinen Arm legte, sagte sie: „Laissez cela! Lege nun endlich das Ding bei Seite. Mein allergnädigster Herr und Gebieter — Allah erhalte sein Leben — hat Dir die Wahl unter uns Frauen freigestellt. Da jedoch der Pascha gewissermaßen durch meinen Impuls zum Lachen gebracht worden ist, so bin ich es eigentlich, welcher Du Dein Leben verdankst und demnach bist Du mir auf Gnade und Ungnade verfallen;“ — und sie zog mich, der ich diesen Argumenten gern nachgab, da ich ihr im Stillen längst den Preis der Schönheit zuerkannt hatte, mit sich fort zu ihrem Divan. Dort ließ sie sich nieder und ich setzte mich, ein wenig entfernt, neben sie.

„Und nun, Monsieur, bin ich bereit Ihren Dank entgegenzunehmen,“ — und mit hoheitsvoller Grazie streckte sie mir ihre Hand zum Kusse entgegen. Ich ging auf das Spiel ein und küßte sehr zeremoniell die sammetweiche, kleine und küßenswerthe Hand.

„Ei, haben die Kavaliere, deren Vorfahren einst an den Höfen einer Kaiserin Katharina oder Anna geglänzt, keine andere Huldigung mehr für die Dame, welcher sie ihr Leben verdanken?“ — und schmollend entzog sie mir ihre Hand.

Auch auf diesen Scherz ging ich ein und ließ mich auf ein Knie vor ihr nieder.

In halb liegender, anscheinend nachlässiger Haltung saß sie vor mir; einer ihrer Füße schwebte etwas über dem Boden und berührte wie zufällig ein daneben liegendes Kissen,

wobei der auf dem bloßen Füßchen balancirende seidene, winzige Pantoffel herabfiel.

„So gefallen Sie mir schon besser,“ — sagte sie; — „wie gefalle ich Ihnen denn eigentlich?“ und hold lächelnd schaute sie zu mir herab, indem sie gleichzeitig sich abmühte, den entfallenen Pantoffel wieder mit der Fußspitze zu erhaschen. Um ihre etwas verblüffende Frage nicht mit einem banalen „Sehr gut“ oder „Sehr schön“ beantworten zu müssen, wollte ich stillschweigend ihr zuerst behilflich sein, den entflohenen Pantoffel wieder auf seine rechte Stelle zurückzubefördern, konnte dabei jedoch nicht unterlassen, laut zu bemerken:

„Welch' ein entzückendes Füßchen!“

„Nun, mein Herr, so küssen Sie es doch, wenn ich daran glauben soll, daß Sie ein Kavaliere aus guter Schule sind und sich mir außerdem dankbar verpflichtet fühlen.“

Und ich that es, und küßte auch noch das andere Füßchen, um es nicht zu kurz kommen zu lassen, wie ich dabei zur Entschuldigung bemerkte. Da ergriff mich die Schöne lachend beim Ohr und zog mich, der ich natürlich willig folgte, sanft bis dicht neben sich auf den Divan. Hier legte sie schmeichelnd ihren weißen, wohlgeformten Arm mir um den Hals und hielt mir ihr süßes Mündchen zum Küssen hin und fröhlich rief sie mir zu: „Evoë! Ungläubiger, folge Deinem guten Sterne und ergib Dich Deinem Rismet!“

Die geschäftige kleine Dienerschaft hatte auch mir Speise und Trank die Tische vorgesetzt und gleich uns männlichen Wesen wurde auch den Damen ein Becher mit goldgelber Flüssigkeit kredenzt.

Wie ein belebendes Feuer ergoß sich der edle Wein von Chios mir wohlthuend durch die Adern, nach den im Regen und auf den kalten Stangen zugebrachten Stunden um so belebender wirkend.

Herzhaft tranken wir nun weiter und unsere Zungen lösten sich mehr und mehr in wechselseitigem Austausch stimungsfroher Gedanken, wobei ich Gelegenheit hatte, meinen dicken Gastgeber als einen durchaus feingebildeten Weltmann kennen zu lernen.

Kleopatra, oder wie der Pascha sie genannt, Fatme war fortan gegen mich die schalkhafte Liebenswürdigkeit selbst, doch der Pascha ließ mir dazu gar nicht erst recht Zeit; er trank mir furchtbar auf den Leib, er schien ein bodenloses Faß zu sein. Ich wollte mich natürlich nicht besiegen lassen, und so entstand ein edler Wettstreit zwischen uns unter den Auspicien des Bacchus; — und Venus lachte dazu.

Ob man mir nun einen Schlaftrunk in den Wein gemischt, oder ob die überreizten Sinne auf natürlichem Wege dem „Zuviel“ unterlagen, dies will ich dahin gestellt sein lassen; genug, meine Gedanken umnebelten sich mehr und mehr, einen letzten Kuß der süßen Fatme fühlte ich wie ein leicht fallendes Rosenblatt meine Lippen noch berühren, da war es um mich geschehen; mein Haupt sank in den Schoß Fatme's und völlige Bewußtlosigkeit hatte mich umfangen. — — —

Viele Stunden mußte ich in diesem Zustande zugebracht haben, denn als ich erwachte, begrüßte mich die aus dem Meere auftauchende Sonne. In meinem Mantel gehüllt lag ich auf vorsorglich untergebreiteten Matten in einem mitten auf

dem Wasser leicht schaukelnden Boote und mein Armenier saß mir gegenüber.

War Alles nur ein Traum gewesen? Doch nein, derselbe Schiffer, der uns jetzt ruderte, hatte uns auch gestern Abend bis an die Mauer gefahren, und hier die Kose im Knopfloch, die hatte mir Fatme eigenhändig dort befestigt.

„Wo bin ich?“ redete ich den Armenier an.

„Sie können von unerhörtem Glücke sagen,“ war seine feierlich und tief ernst gesprochene Antwort — „daß Alles so gut abgelaufen ist; wer konnte auch ahnen, daß Sie sich geradezu in den Harem hineinstürzen würden; in den Rachen eines hungrigen Löwen zu springen wäre auch nicht gefährlicher gewesen. Auch uns, dem Gärtner und mir, hat das Messer an der Kehle gefessen. Stunden tödtlichster Angst haben wir, in einen finsternen Keller gesperrt, durchlebt, bis ich vor den höchst aufgeheiterten Pascha geführt wurde, welcher mir den Befehl ertheilte, mit Ihnen auf das Meer hinauszufahren; und da sind wir nun. Was befehlen Sie jetzt?“

Auf meinen Wunsch kehrten wir nun zum Quai zurück und im Hôtel angekommen zahlte ich meinem braven Führer, der um mich fast um's Leben gekommen war, die ausgemachten 1000 Rubel aus und legte für ihn, wie für den armen Gärtner noch eine ansehnliche Summe bei.

Drei Jahre waren seither vergangen, und wieder war ich auf einige Tage nach Konstantinopel gekommen. Da ich von früher her mit Stadt und Umgegend bekannt war, machte ich meine Ausflüge jetzt ohne Führer; auch auf den Bosphorus ließ ich mich hinausrudern. In der Nähe der Villa, in welcher ich damals die abenteuerliche Haremsnacht zugebracht hatte, gab ich meinem Schiffer die Weisung, seine Ruder einzuziehen, um mir bei Tage mit Muße die Mauer anzusehen, über welche ich in dunkler Regennacht auf schwanker Strickleiter gestiegen.

Indem schoß, von entgegengesetzter Seite her, ein mit vier Ruderern bemanntes, elegantes Fahrzeug hart an uns vorüber auf das Thor zu und legte an der aus dem Wasser emporsteigenden Treppe an.

Ein vornehmer Türke befand sich in dem Boote, welchem mein beobachtendes Gebahren aufgefallen sein mußte. In verbindlichster Weise richtete er auf französisch die Frage an mich, ob an der unscheinbaren Gartenmauer gar so etwas Besonderes zu sehen wäre.

Ohne darauf direkt zu antworten gegenfragte ich, ob diese Besichtigung nicht dem Pascha Ben Aly gehöre.

Sich leicht verneigend antwortete er: „Comme vous dites, monsieur, et Ben Aly c'est moi.“

Mein Erstaunen so gut als möglich verbergend, stellte auch ich mich vor.

Ueber die freundlichen, jugendfrischen Züge dieses Paschas Ben Aly in zweiter Auflage glitt ein feines Lächeln.

„O, mein Herr, das ist köstlich; da sind Sie am Ende gar der russische Offizier, welcher vor einigen Jahren unfreiwillig in einen Harem hineinfiel? Ha! ha! ha!“ — und er brach in ein herzliches Lachen aus, in welches ich, eigentlich ohne rechten Grund, nur angesteckt durch das joviale Wesen meines Gegenüber, kräftig mit einstimmt.



— Wähle, rath' ich Dir; es kommt selten was Besseres nach.



— Schlechte Saison, es ist zu kühl . . .
— Ein Glück, daß wir auch für den Winter eingerichtet sind.

„Aber in aller Welt, mein Herr, woher wissen Sie denn von meinem zufälligen Haremseinfalle?“ — mit der Frage hatte ich mich selbst verrathen.

„Wenn es Ihre Zeit erlaubt,“ — nahm der neue Pascha Ben Aly die Unterhaltung wieder auf — „so will ich Ihnen Alles erklären, doch bitte, begleiten Sie mich, denn hier in den schaukelnden Fahrzeugen ist es zum längeren Verweilen doch zu ungemüthlich.“

Abermals stand ich vor einem Abenteuer und mich meinem „Kismet“ überlassend, stieg ich mit aus. Nachdem das schwere Thor sich hinter uns geräuschvoll geschlossen hatte, erstiegen wir eine ziemlich hohe Steintreppe. Weiter führte der Weg über einen von Buschwerk umgebenen freien Platz und ich glaubte die Stätte wiederzuerkennen, welche ich damals zwischen meinem Armenier und dem Gärtner in jener dunklen Regennacht heimlich durchschlichen.

„Dort jenes Fenster, — erkennen Sie es nicht wieder?“ — fragte mit schalkhaftem Lächeln mein Begleiter, an einem vor uns auftauchenden Gebäude, nachdem wir um eine Ecke des Gebäudes gebogen, empordeutend.

„Die von Ihnen in jener denkwürdigen Nacht gesprengte Gaze in dem Fenster habe ich freilich erneuern lassen müssen, und die zu Ihrer Bequemlichkeit darunter an der Wand aufgeschichtet gewesenen Latten und Stangen, auf denen Sie jedenfalls sehr behaglich im Regen gekauert haben müssen, sind ebenfalls entfernt worden; im Uebrigen ist jedoch die Situation unverändert geblieben.“

Dieser Mensch wußte Alles und ich verstummte vor dem Räthsel.

Der Pascha führte mich nun in dasselbe blaue Gemach mit dem Sternenhimmel.

„Ich habe uns“ — sagte der Pascha, ohne mein Stauen weiter zu beachten — „bei meiner Frau bereits anmelden lassen. Die Bitte, für heute Abend abermals mein Gast in diesen Räumen zu sein, dürfen Sie mir schon nicht abschlagen. Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig und wird meine Frau sehr erfreut sein, Sie kennen zu lernen. Auch möchte ich Ihnen gern einen richtigen Begriff geben von dem häuslichen Leben, wie es jetzt bereits vielfach in unseren gesellschaftlichen Kreisen Eingang gefunden.“

Doch bitte, kommen Sie, und überzeugen Sie sich selbst, daß es bei mir durchaus nicht so despotisch zugeht, wie man damals sich alle Mühe gegeben Ihnen vorzugaukeln,“ — und der Pascha führte mich in einen vollständig nach Pariser Zuschnitt eingerichteten Salon.

Gleich darauf erschien auch die Frau Pascha; eine zarte, jugendliche Erscheinung, mit dem exotischen Hauche der Orientalin überflossen. Mit vornehmer Grazie wußte sie die lange Schleppe ihrer damals hochmodernen europäischen — das heißt abendländischen — Toilette zu dirigiren.

Als der Pascha ihr schnell einige Worte zugeflüstert, brach sie in ein herzliches Lachen aus, doch faßte sie sich sofort wieder und indem sie mir, wie begütigend, die Hand hinreichte, sagte sie:

„Soyez le bien venu! Durch meinen Mann kannte ich bereits die famose Haremgeschichte; — daher nichts für ungut!“

Nachdem wir uns zwanglos um einen gut besetzten Theetisch niedergelassen hatten, wandte ich mich an meine freundlichen Wirthe mit der Bemerkung, daß es entschieden zu meinem Kismet gehören müsse, bei meinen freiwilligen und unwillkürlichen Haremseinfällen zuerst stets ausgelacht zu werden.

„So scheint es,“ — nahm darauf der Pascha das Wort — „doch vernehmen Sie nun, wie sich Alles so ganz natürlich zugetragen:

Ihr damaliger Führer, der Armenier, dessen Beihilfe als Zwischenhändler bei merkantilischen Geschäften auch ich öfters in Anspruch genommen hatte, bat mich, ihm für kurze Zeit diese Räume zu überlassen. Sie standen leer unter der Obhut einiger untergeordneter Diener, weil wir oft Monate lang drüben in Kleinasien auf einem mir gehörigen Landgute weilten. Es handelte sich darum, so begründete der Armenier seine Bitte, einem vornehmen russischen Offizier, welcher 1000 Rubel für das Vergnügen ausgeben wolle, eine Haremsvorstellung zu geben. Ich ging auf den Scherz ein, mit der Bedingung, mir über den Verlauf genauen Bericht abzustatten, daher fanden Sie mich so gut informiert.

Der Komiker einer hier gastirenden französischen Schauspieltruppe hatte die Rolle des alten, dicken Pascha's gespielt und die erste Liebhaberin, übrigens eine allerliebste, kleine Französin, hatte mit Erfolg die Favoritin Fatme gegeben. Auch die Statisten müssen ihre Partien gut durchgeführt haben, denn selbst als Sie, gegen alle Berechnung der Regie, wie eine nasse Bombe dazwischen fielen, hatten sie sich nicht verblüffen lassen; — nur eine bessere Loge, wie dort auf den harten, nassen Stangen, hätte ich Ihnen gerne für Ihre tausend Rubel gegönnt.“ — — —

„O Gräfin! — nun lachen auch Sie mich aus; — es ist mein Kismet!“

Ich spielte mit ihren Locken . . .

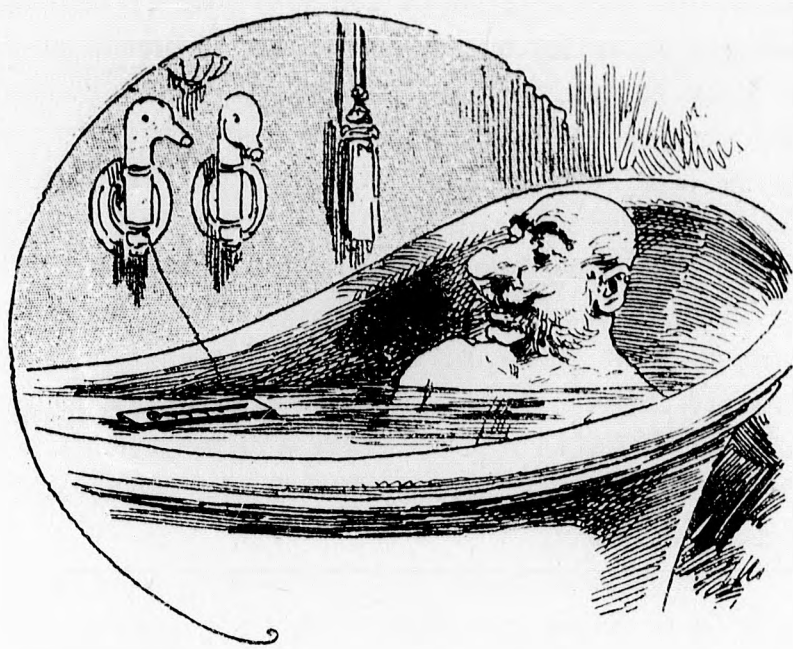
Ich spielte mit ihren Locken
In stillverschwiegener Nacht —
Sie ruhte an meinem Herzen
Und hat gescherzt und gelacht.

Sie lehnte ihre Wange
An meine Schulter an —
Und flüsterte leise und zärtlich:
„Du lieber, schlimmer Mann!“

Dann weilte ihr Auge sinnend
Auf der Lampe mildem Schein,
Indem die Lippen hauchten:
„Nun — bin — ich — ewig — sein . . .“

Da dachte ich einer Rose,
Die ein Falter heiß umwarb —
Und die beim Kusse des Nordwind's
Am Abend einsam starb . . .

F. H. Kanowski.



Das Thermometer.

Von Armand Silvestre.

I.

Wirklich, niemals mehr, mein armer Herr Pécourtois?

— Niemals mehr, Herr Doktor; seit einem Jahre nicht mehr. Ich habe Alles versucht, aber vergebens. Meine Frau ist wüthend.

— Das begreife ich.

— Und meine Geliebte erst recht.

— Wie? in dem Falle, über welchen Sie sich beklagen, haben Sie außer einer Frau noch eine Geliebte?

— Aus purer Gewohnheit.

— Das ist jetzt wahrhaftig zu viel.

— Mag sein, Doktor; aber die Eine kann ich nicht verlassen, die Andere will ich nicht verlassen.

— Ohne Zweifel haben Sie in Ihrer Jugend mit den Vergnügungen Mißbrauch getrieben?

— Erweisen Sie mir die Ehre, Dies zu glauben, Doktor!

— Weshalb beklagen Sie sich dann?

— Weil ich nicht mehr fortsetzen kann. Merken Sie wohl: ein Vergnügen, mit welchem man nicht Mißbrauch treibt, ist kein Vergnügen. Der Mißbrauch ist das Vergnügen, wie der Luxus der Reichtum ist.

— Ich bin Ihrer Ansicht. Doch haben Sie versucht, die Ueberfättigung zu bekämpfen? Warum haben Sie beispielsweise nicht den Versuch gemacht, Ihre Frau und Ihre Geliebte nicht gegenseitig, sondern beide mit einer Dritten zu betrügen?

— Aber wie denn nicht! Seit zwölf Monaten thue ich nichts Anderes und ich kann sagen, daß ich mich in allen Klassen der Gesellschaft lächerlich gemacht habe. Ich bin geschmäht und verlacht worden von Damen der feinen Welt, von Ladenmädchen, Küchenmägden, ja selbst von einfachen Courtesanen, die ich in ihrer Eitelkeit verlegt, in ihrem guten Willen ermüdet habe.

— Wollen Sie es mit der wunderbaren Entdeckung des Brown-Séguard, der Blut-Transfusion versuchen?

— Nein, ich kann das Kaninchen nicht ausstehen, selbst mit kleinen Zwiebeln nicht, die ich sonst für mein Leben gern

esse. Ueberdies hat einer meiner Freunde, der an demselben Uebel laborirt, es mit dieser Kur versucht.

— Ah! da bin ich selber neugierig.

— Er hat nichts weiter erzählt, als daß er jetzt an keiner Wiese vorüberkommen kann, ohne sich sogleich auf alle Bier zu werfen und zu grasen, und daß er kleine schwarze Kügelchen fallen läßt, welche es seinen Gläubigern ermöglichen, seine Spur zu verfolgen. Rathen Sie mir etwas Anderes.

— Ja, dann weiß ich nichts Anderes, als Zerstreuungen und eine stärkende Diät. Machen Sie eine Reise und nehmen Sie kräftigende Bäder, Schwefel und Jod in den Bädern, ein Atom von Phosphor in der Nahrung. Aber die erste Bedingung: reisen Sie allein! Denn wenn Sie Ihre verhängnisvollen Experimente fortsetzen, werden Sie niemals jene radikale Erneuerung des Physikums erreichen, deren Sie bedürfen, wenn Sie bei Ihrer Rückkehr Ihre Frau und Ihre Geliebte wieder fröhlich stimmen wollen. Absolute Ruhe des Geistes ist geboten.

— Aber meine Frau und meine Geliebte werden in-
zwischen . . .

— Sicherlich wird Eine von beiden, vielleicht auch werden alle beide Sie zum Hahnrei machen, sobald Sie würdig sein werden, es von neuem zu sein. Denn merken Sie sich's, daß Sie jetzt nicht einmal das Recht haben, sich mit diesem Titel zu schmücken. Denn was nicht vorhanden ist, kann nicht entwendet werden. Ein Mann, der weder Gatte noch Liebhaber ist, darf sich nicht rühmen, Hahnrei zu sein. Die Größe des Zieles möge Ihnen Muth zum Kampfe verleihen. Dies sind meine ärztlichen Rathschläge und dafür schulden Sie mir Alles in Allem nur fünfzig Franken.

Herr Pécourtois griff schmerzlich in die Brieftasche und zahlte, indem er sich sagte: Es wäre vielleicht sparsamer, die Kaninchen-Kur zu unternehmen.

Am folgenden Tage verabschiedete er sich von seiner Frau und von seiner Geliebten, welche Beide ihm ironisch viel Glück wünschten und ihn mit ihren kränkenden Scherzen verfolgten, die Letztere nur bis zur Schwelle ihrer Thür, die Erstere gar bis zum Bahnhofe.

II.

Welches Wohlbefinden in der blauen Einsamkeit der Berge! Herr Pécourtois hatte, um seine Kur gewissenhaft zu betreiben, einen stillen Badeort gewählt, welcher noch nicht überschwenmt war von der Modewelt der Badenden, der unausstehlichsten von allen. Denn nicht die Hauptstadt allein entsendet die Blüthe ihrer Lebewelt in die alten Badeorte, sondern auch die Provinzstädte, und diese Gattung ist gräßlich. Und über diesem Strom von Blödsinn und Müßiggang schweben die Frauen wie die Libellen über einem seichten Flusse. Diese aus beiden Geschlechtern zusammengesetzte Welt von falscher Eleganz und nationalem Schwindel ist das Abstoßendste, was ich kenne. Sie vergiftet die schönste Landschaft und verleidet Einem die großartigste Natur.

Herr Pécourtois, der kein Narr war, da er ja das Schönste wiederzuerlangen strebte, was dem Menschen gegeben ist; Herr Pécourtois, der sogar ein Mann von Geist ist, — denn er hätte seine Frau und seine Geliebte zum Teufel ge-

schildt für Diejenige, die ihm den Schlüssel zum verlorenen Paradiese wiedergegeben oder ihm doch suchen geholfen hätte — Herr Pécourtois also hatte einen abseits gelegenen Badeort in den Pyrenäen gewählt, dessen Heilkraft die Wissenschaft erprobt hatte und den ich nicht nennen mag, weil ich nicht den jungen und alten Lebejünglingen und den Dämchen jener Welt, in der man sich amüßigt, indem man Andere langweilt, den Weg dahin zeigen will.

Herr Pécourtois widmete sich seiner Kur mit der Gewissenhaftigkeit eines Mönches, der ein Gelübde abgelegt hat. Täglich ein Bad, eine Massage, Sturzäder, zwei Glas Brunnen, drei Stunden Spaziergang, stärkende Nahrung, alte Weine, kein Schnaps, frühes Schlafengehen: mit einem Worte Alles, was das Leben eines müden Weisen ausmachen kann. Nach einigen Tagen dieser gesunden Lebensweise und obgleich er in seinem Allgemeinbefinden eine offenkundige Besserung fühlte, mußte er sich gestehen, daß die Frauen noch immer nur eine sehr mäßige Wirkung auf ihn übten. Und doch gab es hier sehr artige Bürgerinnen und das junge Blut der Gegend war sehr hübsch. Sie hätten selbst einen fahrenden Karmelitermönch nicht gleichgiltig gelassen, diese jungen Bäuerinnen, mit dem schwarzen Haar, das zu einem Knoten gerollt und mit einem kleinen Seidentüchlein umwickelt war, diese Bäuerinnen so schlank in ihrem boshaften Leibchen, die auf dem Esel reitend ein ländliches Rückenstück sehen ließen, eine Frucht, saftiger denn alle Melonen, Pflaumen und Pfirsiche, die sie in den zu beiden Seiten baumelnden Körben zu Markte brachten.

Aber Herr Pécourtois fuhr fort, gegen seinen Willen, sehr gegen seinen Willen, in den Regionen zu schweben, die hoch über jenen lagen, in welchen diese verführerischen Bilder vorüberzogen. Sein Geist weilte auf den blauen Gipfeln der Berge und nahm bei diesem Fluge seines ganzen Wesens nichts mit von schlechter, irdischer Materie . . .

III.

Herr Pécourtois nimmt sein Frühbad; die Beharrlichkeit seiner — Tugend vermag ihn nicht zu entmuthigen. Das laue Wasser, über welchem ein leichter Schwefelgeruch schwebt, umspült ihn kosend mit sanftem Plätschern. Ein leiser Luftzug, der durch das hohe offene Fenster und die nur angelehnte Thüre streicht, kräuselt leicht die Oberfläche des Wassers, und das Thermometer, ein starker gläserner Cylinder, der an einer Holzplatte befestigt ist, schwimmt, von dem Luftzuge getrieben, in der Badewanne regellos umher, bald dem einen, bald dem andern Rande sich nähernd. Von Zeit zu Zeit schwimmt es ganz nahe heran, bis unter die Nase des Herrn Pécourtois, der es dann ungeduldig wegflößt. — Verdamntes Thermometer! brummt er zerstreut in seiner Träumerei.

Die Beute eines sanften Schlummers, die Augen fast geschlossen, hat Herr Pécourtois einen wunderherrlichen Traum, aus welchem er um nichts in der Welt aufgestört werden möchte. Dieses durchsichtige Wasser scheint ihm ein See, in welchem köstlich umschlungen und Najaden gleich alle seine ehemaligen Geliebten umherschweben, in wollüstigen Stellungen, ein entzückendes Gewinde von weißem und rosigem Fleische bildend, umfloßt von den feuchten braunen und blonden Locken, eine lebende Erinnerung ach! an vergangene Freuden. Und

diese seltsame Versenkung seines Wesens in die Vergangenheit seiner Liebchaften hat eine große und tiefe Bewegung in ihm zur Folge. Er erbebt bis ins innerste Mark beim Anblick all' dieser Gestalten, an welchen seine Lippen sich einst wund geküßt und welche jetzt in dankbarer Wiederkehr ihn umkreisen. Das erstorbene Verlangen erwacht von Neuem auf seinen Lippen und seine Arme breiten zu den Umschlingungen der höchsten Wonnen sich aus. Aus diesem Zauberbanne seiner Gedanken steigt das ruhreiche Bild seiner Jugend auf; deutlich sieht er es auf dem Wasser aufsteigen. Ein Gefühl unsagbarer Dankbarkeit und Bewunderung schwellt seine Brust zum Sprengen; seine Erregung ist dermaßen lebhaft, daß er erwacht und die Augen aufschlägt.

— Ach, schon wieder das verdammte Thermometer! brummt er in bitterer Enttäuschung.



Die echte Svastochter.

Junge Dame: „Nun, liebste Alice, wie steht mir Ischl zu Gesicht?“
A. T.

Im Restaurant.

Erster Student: „Zahlen, zahlen!“
Zweiter Student: „Was, Du hast Moos?“
Erster Student: „Ach nein, der Kellner versteht schon den Spaß.“
A. T.

Börseaner: „Ah, Sarahleben, Du kommst mir heute so schön vor, ich les' in Deinen Augen, wie in ä Courszettel.“
A. T.

Aus dem Pensionat.

— Was wissen Sie mir, Fräulein, vom Storch zu sagen?
— Daß er nicht die Kinder bringt.
A. T.

Wenden Sie sich an Mama.

— Was macht denn die Banquiersfrau Feigel den ganzen Tag?
— Sie hat doch acht Töchter, da wendet man sich immer an sie!
A. T.

Jofen.

Die Baronin B. fragt das Mädchen, das sich ihr als Jofe anbietet:

— Können Sie eine Dame an- und auskleiden?

— Ich habe in meinem früheren Dienste den ganzen Tag nichts Anderes gethan.

— Bei wem dienten Sie denn?

— Bei einem allein stehenden Herrn.

*

Neuvermählte.

Um drei Uhr Morgens drängt der neuvermählte Gatte seine junge Frau, sie möchten doch den Tanzsaal verlassen und sich in das Brautgemach zurückziehen.

— Ach, seufzt die junge Frau, die Männer sind doch Alle gleich!

*

Auf der Straße.

Eine beleibte Dame glitscht über ein Stück Drangenschale aus und fällt so unglücklich hin, daß ihr alle Röcke über den Kopf fliegen. Ein Herr eilt mitleidig hinzu und ist ihr behilflich, sich zu erheben.

— Haben Sie schon so was gesehen? ruft die Dame entriistet.

— O ja, erwidert der Andere.

Warnung.

Aus dem Sanskrit nachgedichtet von Ludwig Goldoni.



Ach, Herz, du kleiner Wand'rer,
Nimm einen Rath von mir:
Luftwandle nicht im Walde,
Der so gefährlich Dir!

Ich mein' der Liebsten Körper,
Denn d'rinnen — 's ist kein Spott —
Da drinnen haust ein Räuber,
Der böse Liebesgott!

Gedanken über Nothzucht.

Von Colombine.

In Bühnenstück ist für mich — und ich denke wohl, auch für viele andere Frauen — kein bloßer Zeitvertreib; es ist vielmehr ein Mittel, um Gedanken und Erregungen in uns hervorzurufen. Die Stücke, die mich nicht zum Nachdenken anregen, die — wenn ich mich so ausdrücken darf — meiner Seele keinen Aufschrei abringen, vergesse ich wieder, noch ehe der Vorhang zum letzten Male gefallen. Die anderen hingegen, diejenigen, die mir unter der linken Brust ein Gefühl der Beklemmung hervorgerufen haben, lassen mich nicht wieder los. Unwillkürlich mache ich mich zur Heldin derselben, und das lebhafteste Vergnügen, die innerste Erregung erzeugt ein

Drama bei mir eigentlich erst in meinem verschlossenen Zimmer, wo ich still in einem Fauteuil sitze oder auf dem Ruhebett liege.

Das Stück „Gilberte“ von Massiac ist eines derjenigen, die am meisten meine Gedankenwelt in Aufregung brachten. Saget mir nicht, daß Ihr es zu lang oder zu kurz, zu realistisch oder zu romantisch findet. Mir ist dies gleichgiltig, ich übe keine Kunstkritik, sondern verzeichne nur meine Empfindungen. Das Eine weiß ich, daß ich bei gewissen Scenen hinter meinem Fächer gekuchelt und geweint habe und daß ich die ganze darauf folgende Nacht kein Auge schloß, unablässig verfolgt von dem furchtbaren Geheimnisse, als ob ich selbst Gilberte gewesen wäre.

*

Ist es möglich, dachte ich, daß im wirklichen Leben ein junges Mädchen das Opfer einer solchen Gewaltthat werde, wie sie durch Adrien Deroze an Fräulein Gilberte von Charmont verübt worden? Und es tauchten Erinnerungen und Bekenntnisse in meinem Gedächtnisse auf, welche wenigstens die Möglichkeit bezeugten, daß gegen ein Mädchen unserer Gesellschaftskreise ein solcher Anschlag von Seite eines jungen Mannes derselben Gesellschaftskreise verübt werden könne. Welche Frau, so sie nur einige Schönheit besaßen, war nicht einmal in ihrem Leben dem Angriff des plötzlich sich entlarvenden Thieres im Manne ausgesetzt? Der Schauplatz ist verschieden: bald ist er ein einsamer Winkel im Parke, bald ein abseits gelegener Saal im Schlosse, bald der gepolsterte Sitz eines Miethwagens, in welchem der Mann die Dame nach Hause geleiten zu wollen sich respektvoll angeboten hatte. Aber die Scene, die schreckliche Scene, bleibt immer dieselbe; es ist immer derselbe stumme Kampf, wo man ringend sich am Handgelenke gefaßt hält, die Kleider zerknittert, zärtliche Roseworte unter die Küsse gemengt, die Liebesungen mit dem Kragen der Fingernägel abgewehrt werden.

Dank dem Himmel bleibt in diesem Kampfe der Mann immer der Schwächere, wenn wir Frauen unsere Ehre wirklich vertheidigen wollen; in dem Augenblicke, wo er triumphiren will, befindet er sich meistens in der physischen Unmöglichkeit, sein Verlangen zu befriedigen. Ich muß sagen, daß ich an die Lukrezien nicht glaube, an „die plumpe Tugend“ — wie Heinrich Heine sagt — „die sich — nachher an die Brust schlägt.“ Ebensovienig möchte ich von Nothzucht reden in einem Falle, wo das Mädchen ein wenig Blindküh gespielt hat, ehe es sich „erschöpft“ auf das Kanapé hinwarf.

Der einzig interessante Fall ist der, wo das Attentat während der thatsächlichen Aufhebung des Willens geschehen ist: es ist der Fall, welchen Massiac ganz richtig zum Ausgangspunkte seines Dramas gewählt hat. Nebenbei muß ich bemerken, daß der Fall immer mehr aktuell und wahrscheinlich wird; jeder Tag bringt ein neues, verblüffendes Beispiel, seitdem der Hypnotismus sozusagen ein alltägliches Mittel in Aller Händen geworden ist.

*

Die Hypothese ist also folgende: Eine Frau ist in einem Augenblicke überrascht worden, wo sie weder kämpfen noch zustimmen konnte, weil sie moralisch nicht existirte. Wieder zum Bewußtsein gekommen, konstatiert sie ihre Entehrung durch ge-

wisse untrügliche Zeichen. Der Urheber des Attentats selber ist geständig, aber das Geheimniß bleibt unter ihnen beiden. — Was wird sie empfinden? was wird sie thun?

Ach, gewiß wird das erste Gefühl, die erste Aufwallung des besudelten Leibes und des überrumpelten Willens die Empörung und der Haß wider den Ehrenräuber sein. Nicht ohne zu erbeben wie vor einem weit klaffenden Abgrunde kann ich an die grausame Prüfung denken: zu wissen, daß die Blicke eines Mannes, der uns gleichgiltig ist, uns entkleidet und nackt betrachtet haben, daß das Geheimniß des Geschlechtes enthüllt wurde, daß unser Leib — gegen den Willen unserer Seele — einem Erbärmlichen die höchste Wonne gewährt hat, welche nur der getheilten Bärtlichkeit vorbehalten ist. . . . Jawohl, blinder, durchdringender Haß, der nach dem Tode des Nuchlosen strebt, muß die erste Regung des wiedererwachten Opfers sein. Der Haß, der sich zusammensetzt aus dem menschlichen Groll gegen den Dieb und aus der weiblichen Empörung gegen den Entehrer. Eine Frau, die in einem solchen Augenblicke den Verbrecher tödten kann, soll ihn tödten. Ich würde nicht zögern.

Und doch . . . und doch zeigt uns die Erfahrung, daß in der Regel die genozhüchtigte Frau den Verführer nicht nur nicht tödtet, sondern daß sie in neun Fällen unter zehn seine Geliebte wird. Jawohl, der Liebesakt, der zum ersten Male gestohlen worden, wird zum zweiten Male kaum gewehrt und — nachher einfach bewilligt. Ich bitte meine Leserinnen nicht entrüstet zu sein: diese Thatsache, der einmal ein berühmter Arzt vor mir Worte verliehen, schien damals auch mir ungeheuerlich. Allein, ich mußte mich vor den offenkundigen Ergebnissen der Statistik beugen; das Gesetz ist allerorten dasselbe. Und darum muß man mit einer so ernstern Thatsache rechnen und zu ergründen suchen, ob sie nicht ein eigenthümliches Licht auf den Seelenzustand der überwältigten Frau wirft.

Beobachten wir denn dieses arme Frauenherz, das tödtlich getroffen ist durch die physische Verletzung, welche der Leib erlitten. Ja, im ersten Augenblicke denkt es an Rache, an Züchtigung; um die Rachgier zu befriedigen, wäre der Tod des Verbrechers nothwendig. Allein, im wirklichen Leben stellen sich einem solchen Entschlusse schwere Hindernisse entgegen. Tödten heißt gestehen und der Skandal des Geständnisses ist gleichsam eine zweite Nothzüchtigung, die Vergewaltigung der Schamhaftigkeit durch die rohe Menge. Dies hieße sich für das ganze Leben verurtheilen, der verdächtigen Neugierde der Männer, dem heuchlerischen Mitleid der Frauen ausliefern. Und überdies würde der Skandal häufig noch andere Wesen verletzen, Wesen, die uns theuer sind. . . . Gilberte von Charmont hat eine Mutter; sie betet diese Mutter an und — schweigt. Ein Tag vergeht. . . . dann zwei Tage, dann eine Woche. Das Geständniß wird umso schwieriger, als das frühere Stillschweigen jetzt halb und halb als Mitschuld erscheint. . . . Und man tödtet den Schuldigen nicht. . . . und man verräth ihn auch nicht. . . .

Was wird inzwischen aus ihm? Entfernt er sich? Trachtet er aus den Augen seines Opfers zu verschwinden? Ja. . . . anfänglich. Aber er wird unfehlbar wiederkommen und wird sie von Neuem umschleichen. Der Mann, der das Abenteuer einer Nothzüchtigung gewagt hat, ist, wenn nicht ein Verrückter oder Geistesverwirrter, doch wenigstens ein Sklave

seiner Begierde und das Liebesverlangen, weit entfernt, nach einer einzigen Probe befriedigt zu sein, entzündet sich von neuem und wird unwiderstehlich. . . . Durch das Stillschweigen ermutigt wird denn der Ehrenräuber zu seiner Beute zurückkehren. Er wird sich sicherlich gehaßt und gefürchtet wissen; aber alles innere Widerstreben wird nichts nützen: es hat ein unzerreißbares Band zwischen ihm und ihr gegeben, ein Band, welches sie in gewisser Hinsicht von ihm abhängig macht. Und wenn er seine Verführer-Rolle kennt, wird er diese Abhängigkeit dazu ausnützen, sich Gehör zu verschaffen; er wird seine Sache vertheidigen, er wird um eine Entschuldigung nicht verlegen sein; er wird einfach sagen: ich liebte Sie! Und man merke sich's: er wird in vielen Fällen aufrichtig gesprochen haben; es ist der Fall des Deroze im Stücke des Herrn Maffiac, es ist der gewöhnliche Fall. Selbst sie wird nicht zweifeln, daß er aufrichtig gesprochen, denn auch er hat ja bei seinem Attentat etwas gewagt. Ein Mann, der bereit ist, den Besitz eines Weibes mit 20 Jahren Zuchthaus zu bezahlen: liebt der nicht dieses Weib, wenigstens im brutalen Sinn des Wortes?

Und so erscheint denn die Liebe auf der Bühne und fordert ihre Rechte zwischen zwei Menschen, welche der unter Liebenden gewöhnliche Akt zu Feinden gemacht hat. Mittlerweile hat die Zeit eine gewisse Kristallisation in dem Groll und Kummer der entehrten Frau herbeigeführt. Es ist die Zeit des dunkeln Brütens, wo sie unwillkürlich trachtet, sich dem feigen und häßlichen Eindrucke des Geschehenen zu entziehen. Ach, wenn diese abscheuliche Erinnerung, diese Besudelung doch verschwinden wollte! Sie würde Alles dafür geben, um diesen unmöglichen Wunsch verwirklicht zu sehen. . . . Und nun erscheint der Andere, verfolgt sie, quält sie, sagt ihr: „Ich liebe Sie!“ . . . Er liebt sie; sie glaubt es. . . . sie weiß es. . . . Wenn auch sie ihn geliebt hätte, wäre diese schreckliche Sache nicht geschehen, sie würde ganz einfach ihm angehört haben, wie die Geliebten ihren Liebhabern angehören. Und der Akt wäre der nämliche gewesen. Sie beginnt zu bedauern, daß sie ihn nicht geliebt habe. . . .

Noch niemals war das Gleichgewicht ihrer armen, zarten, gequälten Seele so sehr ins Schwanken gekommen. Abermals vergehen Wochen, ohne ihr Gesundung zu bringen. . . . Eines Tages ist sie in Folge eines Zufalles wieder allein mit ihm und siehe! er, der so lange unterthänig und reinig gewesen, wird jetzt wieder der Feind, das brünstige, brutale Thier; am helllichten Tage, von Angesicht zu Angesicht greift er diesesmal an. Das arme Kind wird sich sicherlich wehren, doch so, wie sich die Trümmer eines einmal geschlagenen Heeres wehren: mit dem sichern Bewußtsein einer zweiten Niederlage. Und dann: was nützt es auch, diesen Körper zu vertheidigen, der schon einmal in einer nicht wieder gut zu machenden Weise besleckt worden? Gebrochen an physischem und moralischem Willen erliegt sie zum zweiten Male.

Und dann ist's aus. Eine Frau, die einem und demselben Manne zweimal angehört hat, findet für ihren Widerstand keine Stütze mehr; sie gehört ihm thatsächlich. Von Neuem verfolgt er sie, erreicht und besitzt er sie. . . . Die Unglückliche fühlt, daß es Nacht wird um ihre Vernunft, sie ist am Rande der Verzweiflung. Sie schauert zusammen bei dem



— Ich mag heut nicht baden, es ist zu kalt . . .

— Ja warm machen kann ich Ihnen nit.

Gedanken, einem Manne anzugehören, den sie nicht liebt. Eine Stimme erhebt sich in ihr und sagt: Du mußt diesen Mann lieben — oder sterben.

Und sie wird ihn lieben. Anfänglich wird sie sich dazu zwingen, wie um sich vor dem eigenen Urtheil zu rechtfertigen, aber es wird eine Stunde kommen, wo der Entehrer zum Geliebten wird.

Ach, ich bitte die Frauen, die diese meine Zeilen lesen und deren Herz ist wie das meinige, nicht entrüstet zu sein! Sie mögen ihr Gewissen prüfen und gestehen, daß die Ausübung der Liebe, die uns anfänglich gleichgiltig gelassen, uns schließlich die Liebe einflößt. Ist dies nicht die Geschichte aller Ehen? Haben Jene, die mit der reinsten ehelichen Bärtlichkeit

aufhören, nicht gerade so wie die Andern mit der offiziellen und gefeglih beglaubigten Nothzuchtigung begonnen?

Also: zuerst der Haß und hernach die Liebe, — das ist vielleicht die Naturgeschichte jener schmerzlichen Periode, welche in der Seele einer Frau der Nothzucht folgt. Mein Schluß ist verschieden von demjenigen, welchen Massiac seinem Stücke gegeben und ich füge hinzu, daß er, wenn er den meinigen angenommen hätte, wahrscheinlich ausgezischt worden wäre, anstatt Applaus zu ernten.

Aber Das thut nichts: Gilberte, die schließlich Deroze liebt und heirathet, wäre ein schöner Stoff für die „Freie Bühne.“

* * *

Der denkende Leser wird nicht ohne tiefes Interesse diese Betrachtungen der geistvollen Schriftstellerin an sich vorüberziehen lassen. Aber, wer das gesellschaftliche Leben kennt, dem wird es sofort auffallen, daß sie diese psychologisch wie soziologisch so interessante Frage nicht erschöpft, sondern nur von einer Seite behandelt hat. Der Gegenstand ihrer Betrachtungen ist das Mädchen, das einem Gewaltakte unterlegen. Und die Frau? Kommt es nicht viel häufiger vor, daß eine Frau das Opfer eines solchen Attentates wird? Ist der Fall weniger interessant und weniger bedeutsam? Gewiß nicht. Er rollt wie jener eine ganze Reihe von Problemen auf, die allerdings auf einem anderen Gebiete des Seelenlebens der Frau liegen und im Hinblick auf unsere gesellschaftlichen Einrichtungen aus einem anderen Gesichtswinkel zu beurtheilen und zu lösen sind.

Dem Scharfsinne unserer geehrten Leser und Mitarbeiter erschließt sich hier ein weites Feld der Betrachtungen und wir wollen ihren Ansichten, insofern sie das Thema mit Interesse und Verständniß behandeln, gerne Raum gönnen.

Die Redaktion des „Caviar“.

Cherchez la femme.

Von Germain d'Ange.

Die Liebe verlängert das Leben, die Ehe verkürzt es.

*

Was ist Emancipation? Wenn kein Gatte kommt.

*

Mag eine Frau noch so viel Liebchaften haben, sie ist doch bereit, den Liebhaber ihrer Rivalin zu erhören.

*

Alles verzeiht Dir eine leidenschaftliche Frau, nur Deine — Schläfrigkeit nicht.

*

Die Liebe ist der schönste Betrug auf dem Jahrmarkte des Lebens.

*

Wie oft spottet die dümmste Frau, welche geliebt wird, des größten Gelehrten, der sie liebt.

*

Im Herzen Deiner Geliebten findet sich stets noch ein Winkel, in welchem ein Dir verborgenes Paradies blüht.

*

Zuweilen ist der Uebergang von der Liebe zur Ehe der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen.

*

Es gibt Dugendempfindungen, wie es Dugendgedanken gibt.

*

Wenn Dir die Frauen nichts zu sagen haben, dann sprechen sie viel.

*

Wir Männer sagen die tiefstinnigsten Dinge über den Ruß; die Frauen jedoch — küssen.

Das verhängnißvolle Bad.

Kondensirter, chemisch-photografischer Roman in 14 Kapitel-Extrakten.

1. Kapitel.

Veronika ist 17 Jahre alt und — mit einem Worte — anbetungswürdig.

Zwei Anbeter machen einander Konkurrenz um ihren Besitz: Kasimir, Börsenagent, — Filucius, Chemiker und Amateurfotograf.

2. Kapitel.

Veronika ist die Tochter eines dicken Landwirths aus der mährischen „Hanna“, der sich eines solchen Schmeerbauchs erfreut, daß er die Bekleider nur mittelst der neu erfundenen und patentirten „Hosen-An- und Ausziehmaschine“ anlegen kann.

Seine Frau spielt im Leben und in dieser Geschichte keine andere Rolle, als die einer gutmüthigen Statistin.

Als (politischer) Charakter ist Blasius, der Vater Veronikas, ein lebender Bindestrich zwischen Socialismus und Reaction, zwischen Centralismus und Separatismus, was ihn berechtigt, jeden Augenblick die summarische Lösung vernehmen zu lassen: „O du mein Oesterreich!“

Herr und Frau Faßlapshy — dies der Familienname — wiegen zusammen 597½ Pfund.

Man fragt sich unwillkürlich, wie ein so dickes Ehepaar ein Töchterchen haben könne, so zart und ätherisch wie Veronika.

Geheimniß! — Vierte Dimension! — Hypnotismus!

3. Kapitel.

Was das Porträt Veronikas anlangt, — siehe die Momentphotografien unseres Amateurs — ohne Retouche!

4. Kapitel.

Monolog Veronika's:

„Ich liebe a wengerl Herrn Kasimir, ich liebe sehr Herrn Lucius. Wenn Nr. 2 die Revenuen von Nr. 1 hätte, so wäre Herr Lucius der Günstling Papa's und Mama's. Für Letzteren liegt also Alles in dem Punkte, Zeit zu gewinnen und sich ein Vermögen zu machen. Wird es ihm glücken? Nur die Spiritisten und Romanciers können solches beantworten.“

5. Kapitel.

Kasimirs Haar zeigt ein sogenanntes Infam-Blond, Lucius ist brünet.

Der Börsenagent ist immer frisch rasirt und à la Gigerl herausstasirt; der andere trägt Vollbart und hält wenig auf sein Aeußeres.

Kasimir schickt Bouquets, — Lucius schickt Küsse.

6. Kapitel.

Jeder von ihnen hält officiell um die Hand Veronika's an; Lucius empfängt diese Antwort:

„Herr Doktor! Ihre geschätzte Bewerbung gereicht uns zur besonderen Ehre, aber wir bedauern“ u. s. w.

und am anderen Morgen folgende lithografirte Anzeige:

„Herr und Frau Faßlapshy beehren sich, Ihnen die am 20. d. M. stattfindende Trauung ihrer Tochter Veronika mit Herrn Kasimir Mandellkei bekannt zu geben und laden Sie hiemit“ u. s. w.

Lucius hat eine Woche vor sich, um einen Bruch herbeizuführen. Such', such'!

7. Kapitel.

Der Termin rückt immer näher! Nichts! Pech, Verzweiflung, Morphininjection, Chloral!

Der Morgen des großen Tages ist endlich gekommen! Noch immer nichts!

Lucius faßt einen äußersten Entschluß: er geht hinüber zu Kasimir und beschwört ihn, vor dem Pfarrer nein zu sagen.

Der glückliche Bräutigam setzt ihn vor die Thür.

„Ha,“ schreit Lucius, „ich werde diese Heirath zu verhindern wissen und mich rächen!“

„Na, na,“ spottet sein Gegner unbedacht, „ein Chemiker muß auf das „In die Luft fliegen“ gefaßt, ein Fotograf an „Proben“ und verunglückte Sitzungen gewohnt sein.“

„Hüt' Dich!“ droht Lucius.

8. Kapitel.

Underthab Stunden vor der Trauungstunde begibt sich Kasimir in sein Badekabinett und schickt seine Bedienerin um ein paar Butten warmes Wasser. Der Chemiker, der auf demselben Corridor, schräg gegenüber wohnt, bemerkt dies und — ein teuflischer Plan blüht durch sein Hirn. Er greift in seinen Chemikalienschrank, nimmt Hut und Stock und verläßt, wie um auszugehen, das Zimmer. Auf der Treppe begegnet er der Bedienerin, die eben mit der Butte auf dem Rücken heraufsteigt. Mit raschem Griff hinterrücks leert er den Inhalt eines in der Hand verborgenen Fläschchens in die Butte und tritt unbeargwohnt auf die Straße hinaus. Das Netz ist gestellt! *Jacta alea est!*

9. Kapitel.

Unser Bräutigam bleibt 20 Minuten im Bade. Dann macht er sich an seine Toilette. Er blickt in den Spiegel und findet sich hübsch und rosig. Er schlüpft in seinen Frack, zieht weiße Glacés an, setzt seinen Cylinder auf.

Ein letzter Blick in den Spiegel. Sein Gesicht kommt ihm immer rosiger vor.

Er wundert sich einigermaßen . . . Dann, sich besinnend und mit einem Lächeln: „Ich seh' halt heut' Alles rosig“ geht er ab.

10. Kapitel.

Untewegs begegnen ihm einige Bekannte, die ihm erstaunt nachblicken.

Erster: „Ich weiß wahrhaftig nicht, was er hat, aber er hat mir amarantfarben geschienen.“

Zweiter: „Ich habe ihn bordeauxroth gefunden.“

Dritter: „Durchaus nicht. Er ist violett.“

Erster: „Er wird in der Prager Ausstellung gewesen sein.“

Zweiter: „Oder eine Scene mit einem Schönfärber gehabt haben.“

Dritter: „Sollte er an lupus leiden?“

Im Chor: „Es ist räthselhaft!“

11. Kapitel.

Kasimir ist bei den Eltern seiner Braut angelangt. — „Um's Himmelswillen,“ schreit die Schwiegermama, „sind Sie denn krank?“

„Ich? — Ich habe mich nie wohler befunden.“

„Aber Sie sind violett!“

In der That: seit dem verhängnißvollen Bade war Kasimirs Gesicht vom zarten Rosa in lebhaftes Rosa, vom lebhaften Rosa in Fuchsin, von Fuchsin in Dunkelviolett, von Dunkelviolett in Ultramarinblau übergegangen.

In dem Augenblicke, wo ihn seine neue Familie interpellirt, springt er plötzlich in Havannabraun über.

„O, du mein Oesterreich,“ schreit Papa Blasius, „das ist kein Mensch, das ist ein Chamäleon! Psui Haas!“

12. Kapitel.

Die Braut erscheint. Eine Spieluhr beginnt den „Jungfernkranz“. „Ah,“ ruft Veronika befremdet, als sie Kasimir erblickt, „der Mann mit den Kokes ist da!“

Der Bräutigam springt zum Spiegel . . . er ist schwarz, — nein, wirklich schwarz, wie ein Schornsteinfeger der Hölle . . . Waih geschrien! Er reibt sich das Gesicht mit dem Taschentuch, das Schwarz glänzt, wie die Wicse unter der Bürste des Stiefelpuzers, wie der Firniß unter dem Pinsel des Lackirers; je mehr er reibt, desto mehr glänzt er. Das reine „Nabensilber“!

Er zerrt die Handschuhe herunter und reißt, unbekümmert um die Anwesenden, sein Hemd auf: Schwarz seine Hände, schwarz seine Brust . . . das ist wirklich „touche“! . . . Kasimir ist in den Zustand eines echten Papuas vom Bismarckarchipel übergegangen!

Der Braut wird übel, Schwiegermama beißt sich auf den Schnurbart, Schwiegerpapa ist wüthend, . . . er flucht . . . er bekommt einen apoplektischen Anfall . . . er fällt hin.

Man geht, einen Krahn zu bestellen, um ihn wieder auf die Beine zu bringen.

Kasimir eilt davon wie ein Narr und um Hilfe rufend.

13. Kapitel.

„Doktor!“ ruft Kasimir, der zu seinem Arzte gestürzt ist.

„Hinaus!“ schreit dieser, ihn für einen Kaminfeger nehmend, „erst vorige Woche war einer da; es ist Alles in Ordnung.“

„Erkennen Sie doch Ihren unglücklichen Klienten.“ Der Börseaner erklärt seine Mondkalbwerdung. Der Doktor begreift erst nicht; er schlägt ein ärztliches Consilium vor, einen Bericht an die medicinische Fakultät, eine Demonstration in der dermatologischen Gesellschaft, die die Sache untersuchen und eine Kommission ernennen wird, . . . spricht von Hauttransplantation, Bluttransfusion u. dgl. . . . und endlich . . .

„Aber ich bin pressirt,“ unterbricht ihn Kasimir ungeduldig, „meine Braut wartet“ —

Dem Doktor fällt einen Moment ein, unseren Helden mit poudre de riz einzustauben oder ihm einen Anstrich von Kremsferweiß zu geben.

„Und wenn ich in der Brautnacht abfärbe?“ wendet der unglückliche Heirathskandidat schluchzend ein.

Unterdessen hat der Doktor die Epidermis seines Patienten mit dem Mikroskop untersucht und mit verschiedenen chemischen Reagentien betupft.

„Da haben wir's,“ erklärt er befriedigt, „die Ursache Ihrer Hauterkrankung ist ohne Zweifel ein Bad von Silber-

nitrat; Sie haben wahrscheinlich zu Hause chemische, respective fotografische Präparate, und durch eine unglückliche Verwechslung . . .“

Unserem Kasimir wird Alles klar. Das „Hüt' Dich“ des infernalischen Chemikers schießt ihm durch den Kopf.

„Ja . . . ja . . .“ stammelt er, „ich habe mein Bad parfümiren wollen und mich vergriffen, indem ich . . . Doch es frägt sich jetzt vor allen Dingen, wie meiner Haut ihr Weiß zurückerringen?“ erwidert rasch unser Patient, ohne gewahr zu werden, daß er — der prosaische Börsenmensch — in Reimen spricht.

„Hm“ . . . macht der Doktor, „mit Kochininjektionen ist da nichts zu machen, seit sich diese als unwirksam gegen gewisse Hautaffektionen erwiesen haben; aber mittelst Einreibungen, oder noch besser: Bädern von Cyanfaluim, worin sich das in Ihrer Haut suspendirte Silber löst . . .“

„Gott sei Dank“ ruft Kasimir erfreut, „und wie lang wird diese Kur dauern?“

„Warten Sie . . . Sehen wir“ überlegt der Doktor, in seinen chemischen Tabellen blättern und sich Zeit lassend, trotz der wachsenden Ungeduld des chemischen Opfers, „Ihre Badewanne dürfte approximativ 10 Eimer Wasser fassen.“

„Nun?“ feucht Kasimir.

„Um diesem Quantum Wasser die Kraft zu geben, Sie in den status quo zu versetzen, müßten Sie circa 200 Gramm Silbernitrat verbrauchen.“

„Alles Das sagt mir aber nicht . . .“

„Ich bin schon dabei.“

„Sprechen Sie schnell.“

„Damit das auf Ihrer Haut niedergeschlagene, metallische Silber (Ag) sich mit dem Cyan (Cy) des Cyanfaluims (KCy) zu dem weißen, im Ueberschuß des Cyanfaluims löslichen Salze: Cyansilber (Ag Cy) verbinde, werden Sie ein Quantum von circa 1,2 Metercentner = 120,000 Gramm Cyanfaluim benötigen. Rechnen wir nun pro tägliche Dosis auf ein Bad 50 Gramm, so wird Ihre Kur dauern . . . dividiren Sie schnell 120,000 durch 50; 5 in 12 zweimal, ich schreibe 2, Rest 2, Null herunter, gibt 20; 5 in 20 geht viermal, ich schreibe 4, Rest 0, dazu schreiben wir die folgenden zwei Nullen und erhalten als Quotienten: 2400. Somit voraussichtliche Kurdauer: 2400 Tage d. h. 6 Jahre, 7 Monate.“

„Sechs Jahre!“ brüllt Kasimir rasend und mit gesträubtem Haar und springt dem Doktor an die Kehle; „Schurke! Schwindler!“

„Couche! — Zu Hilfe! — Ich bin gebissen! — Heiliger Pasteur!“

Schlufkapitel.

Casimir ist nach dem Kongostaat abgereist, um sich bei dem dortigen Freiwilligenkorps anwerben zu lassen.

Bis dieser kostbare Interims-Dunkelmann unter der Trospenonne all' sein Silber heraus- und sich weiß geschwigt haben wird, dürfte Dr. Filucius längst in den glücklichen Besitz seiner geliebten, chemischen Harmonika — pardon! — Veronika gelangt sein und mit ihr gar manches zärtliche Duett exekutirt haben.

E. R—Sbt.



Eine Vielbeschäftigte.

Zu verfloffenen Jahre heirathete zu Boston in Amerika die Tochter des Mr. Booth, Generals der Heilsarmee. Noch am Morgen ihrer Hochzeit hielt Miß Booth eine öffentliche Predigt.

„Heute Abends,“ sprach sie salbungsvoll, „werde ich in den Armen meines Gatten, morgen Abend vielleicht schon in den Armen meines Heilands sein.“

Eine männliche Stimme in der Versammlung:

„Und Mittwoch Abend, sind Sie da frei?“

*

Schwiegermütter.

Der Buchhalter Maier ist heute Morgens ungewöhnlich spät ins Bureau gekommen.

— Wo blieben Sie nur so lange? frägt der Prinzipal vorwurfsvoll.

— Ich war mit meiner Schwiegermutter beim Zahn- arzte, sie ließ sich zwei Zähne reißen.

— Oh, Sie Wüßling!

*

Gewohnheit.

Baron K. wäre mit den hunderttausend Gulden, welche Herr Finkelstein seiner Tochter zur Aussteuer gibt, schon zufrieden, aber die Braut selbst befriedigt ihn nicht.

— Wenn sie nur ein wenig hübscher wäre, bemerkt er dem Kaufmann gegenüber.

— Bedauere, Herr Baron, bessere Qualität jetzt nicht auf dem Lager.

*

Von der Ringstraße.

In glänzender Equipage fährt ein junges aristokratisches Paar, das sehr zärtlich thut.

— Eine solche Liebesheirath ist in der Aristokratie sehr selten, bemerkt ein Spaziergänger zu seinem Freunde.

— Ueberdies gab es im Leben dieser Comtesse einen dunkeln Punkt.

— Ah! und er hat sie dennoch geheirathet?

— Wie Sie sehen.

— Und was war dieser dunkle Punkt?

— Eine kleine Linse auf der rechten Schulter.



Zwischen Zweien.

Skizze von Prosper.

Alfred von Mondbach hat zwei Geliebten. Obgleich seit einiger Zeit von diesem Doppeldienste etwas ermüdet, betrachtet er sich für den glücklichsten der Männer und ist nur von der einen Angst gequält, daß er die Eine oder die Andere verlieren könnte.

Die Erste ist seine Base, die noch immer schöne Freiin von Wieser. Sie ist 38 Jahre alt, hat einen fein gezeichneten, gebieterischen Kopf mit einer Fülle von braunem, seidenweichem Haar, welches die Baronin zu färben verschmäht, obgleich schon Silberfäden sich in die schweren, dunkeln Flechten eingeschlichen haben.

Wie ist es möglich, daß die schöne Baronin Martha Wieser, von vielen Leuten umgeben und beobachtet, Mutter zweier Söhne, deren einer schon sein Freiwilligen-Jahr macht, ihre Freundinnen durch die Uebung aller Tugenden in Staunen versetzen und zugleich dreimal wöchentlich — am Montag, Mittwoch und Freitag — ihren Freund, Alfred von Mondbach, in köstlicher Weise befriedigen konnte? Ich weiß es nicht zu erklären, aber es ist eine Thatsache. Das währt nun so seit sechs Jahren ohne Ermüdung, ohne Widerwärtigkeiten, ohne Stürme. Und diese Regelmäßigkeit im Vergnügen, dieses absolute Einvernehmen, dieses gegenseitige Vertrauen ist's, was Alfred ermöglicht, dreimal wöchentlich — am Dienstag, Donnerstag und Samstag — die kleine Betty ruhig zu empfangen, ein engelhaft gebautes Modellmädchen, 20 Jahre alt, blond unter den Blondesten, wie aus Ambra und Milch geformt, das Entzücken der Maler im Allgemeinen und Alfreds im Besondern.

Dem die Kleine amüßirt unsern Alfred, der ein wenig beherrscht von seiner stolzen Cousine, die älter ist als er, sich

in der Rolle eines Beschützers dieses Kindes gefällt, das schier in Bewunderung erstirbt vor seiner Schönheit, seiner Stärke, seinen Halsbinden und seinen seidenen Halbstrümpfen.

— Ich verbiete Dir, außer den festgesetzten Tagen zu kommen, hatte er dem Mädchen gesagt.

Und Betty wagt es nicht, dieses Verbot zu brechen, so sehr sie auch Lust dazu hätte. Es wäre sehr verdrießlich, einen solchen Liebhaber zu verlieren. Aber sie kann es sich nicht versagen, manchmal an verbotenen Tagen vor der Thüre des Hauses, wo Alfred wohnt, vorüberzuschleichen, um zu sehen und zu beobachten. Die Männer sind so verschmisgt! denkt sie sich; — selbst jene, die — wie Alfred — mit leichter Hand den Beutel ziehen.

Was die Baronin betrifft, so war sie nicht eifersüchtig. Warum sollte sie es auch sein? Wo könnte Alfred eine solche Geliebte finden wie sie? Eine Zierde der Gesellschaft, lustig und phantastisch im Tête-à-tête; ihre Schultern sind berühmt, ihr Busen ist im vorigen Jahre von einem der berühmtesten Bildhauer modellirt worden; und selbst ihre Haare, diese ergrauenden Haare, sind von einem in Mode befindlichen Poeten besungen worden. „Er müßte verrückt sein“ — sagt sich die Baronin — „wenn er, da er mich besitzt, an eine Andere denken wollte. Und die Baronin ist ruhig, heiter; niemals hat sie an einem ihrer Tage in dem Gemach Alfreds, das ihre Nöcke mit dem Dufte des Eisenkrautes erfüllen, mit ihrer feinen Nase etwas von dem Geruch der Blondes verspürt, welchen die goldblonden Locken Betty's zurücklassen.“

Die Parterre-Wohnung, in welcher Alfred seine beiden Freundinnen empfängt, liegt in der Nähe der Botivkirche. Dies wäre für Martha sehr bequem, weil sie ihr Coupé links von der Kirche warten lassen kann, wenn sie nicht vor dem kleinen Palais einer ihrer Freundinnen, der Gräfin G . . . vorbeikommen müßte. Um ein Erkantwerden durch die Leute der Gräfin zu vermeiden, verhüllt die Baronin Martha ihr Gesicht mit einem dichten Schleier. Und diese Vorsichts-Maßregel genügt ihr noch nicht; sie hat noch etwas Anderes erfunden, eine Kleinigkeit, die etwas Großes ist. Sie hinkt; es ist kaum merklich, aber sie hinkt dennoch. Wer wird in dieser tief verschleierten, nur mühsam sich vorwärts bewegenden Frau die schlanke und geschmeidige Baronin von Wieser erkennen? Diese Erfindung freut Alfred sehr; er schaut, hinter den Vorhängen verborgen, seiner Geliebten nach, wenn sie sich leicht hinkend entfernt, und vergleicht sie dann im Stillen einem verwundeten edlen Renner.

*

Neulich — an einem Freitag — war sie kaum noch vor seinem Fenster vorüber und seine Lippen umspielte noch das Lächeln, das er ihr als letzten Gruß nachsandte, als draußen sehr heftig die Klingel gezogen wurde.

Alfred zögerte . . . Sollte er öffnen? Ein Rundblick auf das Zimmer beruhigte ihn für den Fall, als Betty in einem Anfall von Indiskretion, an diesem Tage käme, der nicht der ihrige war. Das Bett war unberührt; die Lehnsessel standen in schönster Ordnung am gewohnten Plage. Nur die Polster der Chaise-longue waren in Unordnung und kündeten beredt die stürmischen Scenen, deren Zeugen und Mitschuldige sie gewesen.

Alfred brachte sie rasch wieder in Ordnung, während draußen ohne Unterbrechung und wüthend geläutet wurde. Nun erst ging er hinaus, nahm eine ruhige, fast strenge Miene an und schob den Riegel zurück.

Mit funkelnden Augen und zornbebenden Lippen stand Betty auf der Schwelle.

— Kann ich nun eintreten, nachdem die Andere fort ist? fragte sie.

— Ich sollte „Nein“ sagen, erwiderte Alfred kühl; nachdem Du Dir aber die Mühe nimmst, mir nachzuspähen, will ich Dich strafen und Dir ein für alle Mal zeigen, wie ungeschickt Du bist in Deinem Argwohn.

Einigermassen überrascht eilte die Kleine in das Zimmer und ihr erster Blick galt — wie Alfred es vorausgesehen hatte — dem Bette, der zweite aber galt der Chaise-Longue. Die mattblaue Decke derselben, eine Decke von Crêpe de Chine mit eingestickten exotischen Vögeln, zeigte nicht die kleinste Falte; die Polster waren in schönster Ordnung aufgeschichtet und schlummerten mit der scheinbaren Ruhe rechtschaffener Polster, die nichts Anderes kennen, als das blonde Haupt und die klaren Augen, welche sie jetzt betrachteten.

Betty schwieg. In der That, es gab da nichts zu sagen. Alles war in bester Ordnung. Und doch war sie sicher, eine hinkende Frau aus seiner Wohnung kommen zu sehen, und folglich war sie auch sicher, betrogen worden zu sein. Und für wen? Für eine Gebrechliche, für eine Häßliche. Sie hat freilich nicht das Gesicht der Andern gesehen und konnte daher nicht so genau wissen, ob sie häßlich sei; doch ob schön ob häßlich: sie hinkte, dessen war Betty sicher. Mit auf einander gepreßten Zähnen und stürmisch pochendem Herzen setzte sie ihre Untersuchung fort, als sie in dem Augenblicke, wo sie die Thüre des Toilette-Kabinetts öffnete, einen Schrei ausstieß, indem sie dem jungen Manne einen Gegenstand wies, der auf einem Tische neben dem Fenster vergessen worden war.

Es war eine Bürste, eine breite, runde Haarbürste in Schildpatt, mit eingelegtem Adelswappen.

— Was soll die Bürste hier?

Doch ehe Alfred Zeit gefunden, ihr zu antworten, hatte sie den Fenstervorhang emporgehoben und dann betrachtete sie lange und aufmerksam ein silberweißes, seidenweiches Frauenhaar, das zwischen den Borsten der Bürste zurückgeblieben war.

Eine Alte!

Betty will ihren Augen nicht trauen. Sie muß es noch einmal betrachten und befühlen, um sich von der Wahrheit Ueberzeugung zu verschaffen. Eine Alte also! Sie brach in ein Schluchzen aus.

Alfred ist verlegen; aber als geschickter Mann, der er ist, schweigt er, weil er fühlt, daß in diesem Augenblicke das einfachste Wort gefährlich werden kann.

Sie aber erhob plötzlich das Haupt und sagte mit wüthender Stimme:

— Alfred, wer ist das Weib, die alte, hinkende Person, die hier gewesen?

— Ich verbiete Dir, von dieser Frau so zu reden, weil ich sie liebe.

— Glender!

— Ja, weil ich sie liebe und achte.

— Ei, ei! Du achtest sie?

— Jawohl, von ganzem Herzen.

— Oh, machst Du Dich etwa lustig über mich? Jetzt habe ich genug. Ich werde gehen, sei ruhig, aber Deine Duenna wird ihre Perrücke nicht ins Paradies mitnehmen; ich werde sie zu finden wissen und werde ihr das Wenige ausrauben, was ihr von ihrem Chignon noch geblieben.

— Nein, Das wirst Du nicht thun, sagte Alfred, der plötzlich bleich geworden bei dem Gedanken einer Begegnung der beiden Frauen.

— Warum nicht, wenn ich bitten darf?

— Weil diese Frau, die Du beschimpfst . . .

— Nun?

— Weil diese Frau . . . meine Mutter ist.

Alfred ist tiefgerührt; er hat eine so aufrichtige, so überzeugte Miene, daß Betty von Neuem in Thränen ausbricht und sich ihm in die Arme wirft.

*

Eine Stunde später. Das große Bett ist zerwühlt und durcheinander geworfen, die Betttücher liegen am Boden; Alfred, der noch liegt, raucht eine Zigarrette, während Betty vor dem großen Spiegel stehend ihren zarten Modell-Leib in ein Spizenhöschen einführt.

Betty. Sie schien mir eine hübsche Frau zu sein, Deine Mutter.

Alfred. Das will ich glauben; eine wahre Königin!

Betty. Wenngleich sie ein wenig hinkt . . .

Alfred. Oh, kaum merklich . . .

(Pause.)

Betty. Sag' einmal, Alfred . . .

Alfred. Was denn?

Betty. Willst Du mir einen Beweis Deiner Liebe geben? Aber einen ernstern Beweis?

Alfred (zögernd). Ich fühle Kopfschmerz . . .

Betty. Narr, nicht so ist es gemeint. Nein, ich möchte . . . Ich bitte Dich, nicht Nein zu sagen; ich müßte glauben, daß Du aus Mißachtung mir diese Bitte abschlägst.

Alfred. Nun, sprich!

Betty. Mein lieber, theurer Alfred: gib mir das Haar Deiner Mutter, ich will es als Andenken in einem Medaillon aufbewahren.

Alfred (gutmüthig). Nimm es, mein Näschen, ich will Dir auch das Medaillon zum Geschenk machen.



Als ich zum ersten Male sie gesehen . . .

Als ich zum ersten Male sie gesehen,
 An ihrer Seite zagend bin geschritten,
 Es war in kalten, strengen Winters Mitten,
 Mit Eis und Schnee bedeckt Thal und Höhen.

Da überkam es mich wie Frühlingswehen!
 So muß zu Muthe sein dem Eremiten,
 Der büßend und kasteiend hat gelitten —
 Sieht plötzlich einen Engel vor sich stehen!

Nun wo der Sommer ist in's Land gekommen,
 Die Nachtigall im Busch schluchzt ihre Lieder,
 Dringt mir ein Fieberschauer durch die Glieder.

Was können mir auch seine Blüten frommen,
 Seit sie, das holde Ebenbild der Rosen,
 Es stolz verschmählet mehr mit mir zu kosen!

Aspa.



Aberglaube.

Von Armand Silvestre.

I.

Es ist oft schwer, bis auf den Ursprung der volkstümlichen Legenden zurückzugehen; aber unter allen gibt es keine einzige, die mich mehr in Erstaunen versetzt, als diejenige, welche den mehrfach verzweigten Kopfschmuck des Hirschen den betrogenen Ehemännern zuweist. Der Hirsch ist in der Liebe das am wenigsten lächerliche, weil vielleicht das tragi- scheste unter den Thieren. Dieses Thier mit der eifersüchtigen und wilden Brunst als Sinnbild der gutmüthigen Opfer des spießbürgerlichen Ehebruchs hinzustellen ist ein Scherz, der von tiefer Mißachtung für die Naturgeschichte zeugt. Doch ich habe schon bei einer anderen Gelegenheit jene Bosheit des Menschen hervorgehoben, die darin besteht, jenen Thieren, die ihm in irgend einem Punkte überlegen sind, allerlei Fehler und Gebrechen anzudichten. Die Schnelligkeit des Hirschen ist ja sprichwörtlich und unsere besten Kenner sind Schildkröten im Vergleich mit ihm. Man suche nicht weiter; der Mensch

rächt sich hiefür, indem er den Hirschen als den Hahnrei der Wälder verschreit. Doch die Amseln, die da wissen, was sie davon zu halten haben, machen sich auf unsere Kosten lustig und pfeifen uns im dürrn Laube dafür aus, daß wir diese blöde Verleumdung erfunden haben.

So ist's auch mit dem Esel, den wir uns zum Symbol der Unwissenheit genommen haben, als ob das Thier mit den längsten Ohren nicht am geeignetesten sein müßte, sich zu unterrichten, da ja alles Wissen uns durch die Uebung des Gehörs zutheil wird. Allein, der Esel beschämt uns durch seine sanfte Philosophie und dann halten wir üble Nachrede von ihm.

Und erst das Schwein! Das gloriose Schwein, das Beste, was es an der Geschichte vom heiligen Antonius gegeben. Das Schwein, von welchem jede echte Charcuterie stammt, der Vater der fastigen Bürste, der herrliche Forscher nach Trüffeln, mit welchen — vermöge einer Ironie des Schicksals — nach seinem Tode seine Füße gespickt werden: ist es nicht der Neid um sein Epikuräerthum, was uns veranlaßt, eine so tiefe Verachtung in seinen Namen zu legen? Wir machen ihm zum Vorwurfe, daß es nur schmutziges Wasser trinkt, weil wir ihm in seiner demüthigenden Gefangenschaft kein anderes geben. Aber betrachtet es nur einmal in den Wäldern von Creuse und Limoges, wie es durch die klaren Bäche wadet und seinen erfrischten Bauch der Sonne zuwendet, rosig wie das Fleisch einer Jungfrau, deren köstliche Nacktheit der Morgenwind gepeitscht hat. Und so weiter. Ein Haufen Lügen, gemacht für einen Haufen Eifersüchtiger. Ich lasse niemals ein Vorurtheil vorüberziehen, ohne denselben mit meiner Feder Eins zu versehen. Denn die Vorurtheile sind wie die Toreadors, die man immer nur von hinten trifft.

Doch nun zu meiner Geschichte. Viele Leute — besonders die in der Provinz — glauben noch immer, daß auf dem Haupte der unglücklichen Ehemänner plötzlich Hirschenholz hervordringt. Aber niemals hat es ein Mensch in dem Maße geglaubt, wie Gloriette Ventôse, deren Abenteuer ich heute erzählen will.

II.

Dieser naive Glaube an eine so sehr bestreitbare Wahrheit vergiftete ganz einfach das Leben dieser ehrbaren Person. Da sie einen Gatten hatte, der um zwanzig Jahre älter war als sie selbst und überdies sehr wenig liebenswürdig, wünschte sie sehr lebhaft, ihn zu betrügen. Wenn Sie, meine Damen, Herrn Ventôse gekannt hätten, würden Sie Dies vielleicht noch mehr gewünscht haben. Er war in der That ein dicker, gemeiner Mensch, dem im Leben ein phänomenaler Bauch vorausschritt und ein Hintertheil von außerordentlichen Dimensionen folgte, außerdem apoplektisch und im Besitze einer dermaßen rothen Nase, daß eines Tages ein Betrunkener seine Pfeife daran anzünden wollte. Und die Seele, die in dieser plumpen Hülle hauste, war der letzteren durchaus würdig. Herr Ventôse war ein Feinschmecker, geizig, wenig zuvorkommend und viel mehr darauf bedacht, unschuldige Kaninchen im herbstlichen Walde zu jagen, als sich der köpösen Reize zu freuen, welche Gott Hymen ungerechterweise in der Person seiner Gattin ihm beschert hatte. Denn Frau Gloriette besaß Alles, was nöthig ist, um einem angenehmen Manne die Mußstunden des ehelichen Lebens zu versüßen; einen Busen, in welchem ein da-

hin verirrtter Schmetterling seinen Tod gefunden haben würde; ein Gefäß, weiß wie Schnee und hart wie Marmor; hübsch ausgepolsterte Arme und Beine und noch andere Schönheiten, über welche im Hohenliede Salomonis noch mehr nachgelesen werden kann.

Und so viele Schätze waren verloren für alle Welt? wird man fragen. Ich beeile mich, im Namen der ewigen Moral gegen eine solche ungeheuerliche Annahme Verwahrung einzulegen. Nach der herrlichen Ordnung, wie unsere Welt eingerichtet ist, muß dieser Ventöse behandelt werden, wie er es verdient. Er wird betrogen werden, meine Damen, zweifeln Sie nicht daran! Sein artiger Nachbar Candide Lupin ist da, um ihm diesen kleinen Dienst zu erweisen. Ein strammer Junge, dieser Candide, ebenfalls ein Freund der Jagd, aber im Revier eines Andern.

Aber ein wenig Geduld, meine Schönen! Wenn Sie, wie Gloriette, überzeugt gewesen wären, daß Ihre liebliche Sünde sogleich auf der Stirne des Gatten verzeichnet werden würde, würden vielleicht auch Sie gezögert haben, wie Gloriette gezögert hat.

Und doch war dieser Candide Lupin ein verführerischer Bursche!

III.

— Vielleicht ist's doch nur eine Lüge, die man mir angehängt hat, sagte sich Gloriette.

Und ihr Lächeln war bei diesem Gedanken noch freundlicher für den jungen Nachbar, der seinen Muth wieder erwachen fühlte. Herr Ventöse sollte am nächsten Tag auf die Kaninchenjagd gehen und das Färchen verabredete eine Zusammenkunft für diesen Tag. Herr Ventöse brach frühzeitig auf, wie es seine Pflicht war, gefolgt von seinem Hunde Pedro und einem Burschen, der für ihn im Walde Reifig sammeln mußte, weil der Geizhals darauf bedacht war, sich so wohlfeil als möglich seinen Heizstoff zu verschaffen. Glückliche Reise, Herr Ventöse! Oh, Gloriette war entschlossen! Umso schlimmer, wenn auf dem Schädel ihres Mannes Jungholz sprießen sollte, wie einst auf dem des neugierigen Aftäon. Wenn man Alles wagt, schont man nichts. Ich will damit sagen, daß nachdem ihr Entschluß einmal gefaßt war, Gloriette es doch lieber sah, daß auf der Stirne ihres Gatten ein prächtiger Wald aufschieße, denn ein einfaches Gebüsch. Sie war entschlossen, in großem Style zu pflanzen und sie pflanzte in der That, da eine Eiche, dort eine Ulme, weiterhin eine Birke. Es war ein Versuch in der Forstwirthschaft, bei welchem Candide Lupin ihr werththätigen Beistand lieb. Sie pflanzten, sie pflanzten zusammen mit schier unermüdlichem Eifer!

Frau Ventöse feierte so den schönsten Tag ihrer Ehe. Candide Lupin gestand sich seinerseits, daß er niemals in einer angenehmeren Weise beschäftigt gewesen. Glücklich und erschöpft, mit liebevollen Vorwürfen in den Augen betrachteten sie sich und gelobten sich für die nächste Zeit einen zweiten Kursus in der vergleichenden Forstwirthschaft. Sie schieden erst, als das Gebell Pedro's und das Keuchen des Jungen, der das Holz schleppte, ihnen die Rückkehr des Herrn Ventöse ankündigte.

Gloriettens Angst erwachte von Neuem, als ihr Gatte über die Schwelle des Zimmers schritt. Sie löschte sogleich alle Lichter aus.

— Ich habe Kopfschmerz, sagte sie, und werde ohne Abendessen zu Bette gehen.

— Umso besser, erwiderte Herr Ventöse mit der ihm eigenthümlichen Galanterie, so bleiben mir die besten Stücke.

Und er ging in das Schlafzimmer hinab, nicht ohne vorher einige der mitgebrachten Reifigbündel in den Kamin zu werfen.

IV.

Herr Ventöse ist wieder in das eheliche Gemach heraufgekommen. Gloriette hat sich in dem Bette, das noch warm ist von den Liebesungen Candide's, zusammengezogen und zur Wand umgekehrt, weil sie es nicht wagt, ihren Gatten anzuschauen.

Der Jäger, der sich den ganzen Tag abgemüht, (von Herrn Ventöse spreche ich, nicht von Herrn Candide) hat, ehe er die schweren Stiefel ausgezogen und sich in den Fauteuil hingestreckt, sich mit dem Rücken vor den Kamin hingestellt, um, mit den Ellbogen auf den marmornen Sims gestützt, das Hintertheil seiner Beinkleider, das in dem hohen, nassen Grase ganz feucht geworden, ein wenig zu wärmen.

Wenn ich jederzeit die Vorurtheile unerbittlich bekämpfe, so lasse ich anderseits keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die durch die Wissenschaft erprobten Wahrheiten laut zu verkünden. Darum werde ich es auf allen Dächern laut ausschreien, daß die Wärme die in einem geschlossenen Gefäße befindlichen Gase ausdehnt und daß dann eine Explosion unvermeidlich wird, wenn kein Sicherheits-Ventil vorhanden ist. Die Vertraulichkeiten, welche Herr Ventöse sich mit einem Gerichte echter Soissons-Bohnen erlaubt hatte, mußte er jetzt mit einem ganz außerordentlich aufgeblähten Bauche entgelten. Wie ich oben sagte, war er im Zuge, seine Rehrseite sanft zu rösten. Da trat die fatale Ausbreitung der Gase ein, von welcher ich gesprochen habe. Glücklicherweise besaß Herr Ventöse eine Sicherheits-Klappe, nur war sie schlecht geölt und demzufolge vollzogen sich die rettenden Gasentweichungen nichts weniger denn geräuschlos.

— Vergib, liebe Frau, sagte er mit einem abgeschmackten Lächeln, — aber Du weißt, wie Jungholz beim Brennen prasselt.

Gloriette, die in ihrem süßen Schlummer nichts gehört hatte, erwachte auf die Stimme ihres Gatten und erschreckt von den Worten, die sie gehört, rief sie mit ersticker Stimme:

— Mein Freund! vergiß nicht, daß der Arzt Dir verboten hat, Deinen Kopf dem Feuer zu nähern!





Die ersten Schritte im nassen Element.

Lese fr ü c h t e.

Das Liebesgefühl, stark wie der Tod, ist zugleich verleglich wie die Hörner der Schnecke. Zimmermann.

*

Die Vernunft dient den Verliebten gerade so viel als eine Sonnenuhr im Schatten. Petit-Senn

*

Prüderie, welche bei einer Frau Jugend und Schönheit überdauert, mahnt an die Vogelscheuche, nach der Ernte auf dem Felde vergessen. Petit-Senn.

*

Die Liebe ist wie die Freikorps: die Geselligkeit macht ihnen ein Ende. Petit-Senn.

*

Eine moderne Frau verzeiht es Dir, daß Du sie nicht liebst, wenn Du sie nur heirathest.

*

Eine Geliebte ist Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käse.

*

Es ist schwer zu unterscheiden, welches ein verdrießliches Geschäft sei: die Lichter putzen, oder Weiber durch Gründe belehren. Alle zwei Minuten muß die Arbeit wiederholt werden, und wird man ungeduldig, löscht man das kleine Licht gar aus. Börne

*

Die Liebe ist das Geschäft der Müßigen, aber der Müßiggang der Geschäftigen. Bunver.

*

Der Mann ist eifersüchtig, wenn er liebt; die Frau auch, ohne daß sie liebt. Kant

*

Ein verliebter Mann ist ein Narr, eine verliebte Frau ein Engel. H. T.

B a i d e r ü s l e i n.

Von Teo von Torn.

Allein im Walde. Der schmale Pfad, auf dem ich wandere, heimathwärts, ist mit dunklem, saftigem Moose bedeckt; — zu beiden Seiten ragen weißstämmige Buchen empor, über mir ihre dichten, rauschenden Kronen so fest verschlingend, daß ich einherziehe des einsamen Waldpfades wie unter einem Baldachin von smaragdfarbigem Sammt. Nur hie und da schimmert es rothgolden durch das Gezweig. Flüchtende Lichter winden sich blizschnell durch das wogende Blättermeer und verlieren sich im tief erdunkelnden Osten . . .

Wo sie hingehen, von da komme ich her.

Das übermächtige Sehnen, welches einst mich hinaustrieb in die blaue Ferne, den Schwalben nach, — dieselbe quälende Sehnsucht treibt mich heute der Heimath zu. Wandertrieb und Heimweh! Auf den ersten Blick wie Gegensätze erscheinend, sind sie dennoch eins in der ringenden Menschenseele. Erst kaum beachtet, dann immer mächtiger, unruhvoller keimen sie im Herzen auf, bis das Herz sich losreißt von Allem, an dem es sich festgewurzelt wähnte — für's ganze Leben. Und wenn es dann fern weilt, sein Wandertrieb gestillt, seine Unruhe eingeschlafert ist von dem Tosen des schaumsprühenden Niagara, von dem brünstigen Hauche, den der Samum über die Wüste segt, oder von den betäubenden Rosendüften der Zaubergärten zu Schiras, . . . dann sind es wieder schlaflose Nächte voll bangen, heißen Sehnsens, das wieder uns mächtig von dannen zieht, bis endlich das Herz abermals Frieden findet im Abend-schatten des heimathlichen Buchenwaldes. — Auf wie lange?

Immer tiefer in Purpur getaucht erscheinen die Lichter, welche mir von Westen, von hinter dem Walde her, wo meine Heimath liegt, entgegenhuschen und im Osten sich verlieren, woher ich komme.

Orient! Wunderfames Zauberland!

Ich fühle den weichen, wollustathmenden Hauch deiner blauen Nächte, fühle den heißen, zuckenden Leib deiner Frauen, ich höre die ersticken Seufzer, ihr girrendes Stöhnen, — als

wäre es heute, da meine dürstende Seele untertauchte in einem Meer von Liebe . . .

Draußen hellt sich der Wald auf? Ich bin fehl gegangen in Gedanken. Die Lichtung ist mir fremd; — aber schön, herrlich schön ist dieser Ausblick auf die wie von tausend gleichenden Irlichtern belebte Haide. Die eine Seite wie in Gluth getaucht, — die andere in tiefem Schatten, — und aus diesem Schatten heraus schluchzt eine Nachtigall . . .

Heimath! Wunderfames Zauberland!

Ich fühle den ruhigen Odem deiner schlummernden Wälder, fühle den reinen Kuß der heiligen Muttererde auf meiner Stirn, ich höre die schmelzenden Weisen deiner Nachtigall, — aber ich vermisse jenes Meer, da meine dürstende Seele untertauchen könnte, — — jenes Meer von Liebe.

Die Nachtigall schweigt, der Wald schweigt, — es ist Alles still um mich her. Ich schreite über die Lichtung hinweg. Horch! — War's mir doch, als ob ich ein Lied hörte, — da, doch nein. Die Klänge sind verweht. Leise anschwellend geht ein Flüstern, ein Rauschen durch den träumenden Wald, — dann wieder verklingend, leise, ganz leise — in weiter Ferne.

Fortschreitend pflücke ich im Vorübergehen eine knospende Heckenrose vom blüthenbesäeten Strauch. Wieder hemmen sich meine Schritte, und ich versinke in mitleidig vor mich hingegprochenen Betrachtungen über die duft- und glanzlose Tochter der heimathlichen Flora. Armes Röslein! Wüßtest du, in welcher sinnbethörende Pracht sich deine Schwestern hüllen da draußen, weit im Osten — wohin die sterbenden Lichter der Sonne sich verlieren! Wenn die Myrthe verblüht ist und der Cyfas seine lind sächelnden Wedel über lauschige Grotten spannt, dann ist eure Zeit. Dem trunkenen Auge sichtbar öffnet sich die Knospe in einer Nacht und in einer Nacht auch haucht ihr wundertiefer Kelch so viel des betäubend süßen Duftes aus, daß ich Manchen kenne, der dahinsiecht an einer Rose da draußen, weit im Osten — wohin die sterbenden Lichter der Sonne sich verlieren.

„Blüht die Rose des Ostens nur während e i n e r Nacht?“

Ueberrascht wende ich mich zur Seite. Hinter dem Strauch hervor trat ein Mädchen, ein Kind, — nein, doch ein Mädchen. Die blauen Augen, die sich so groß und fragend auf mich richteten, waren wohl die eines Kindes, aber weder das trotz aller Zierlichkeit voll geformte Bein, noch das gerundete Knie, noch die schlanken weißen Arme, noch die von dem groben Finnen kaum bis zu den Knospen verhüllte Brust, noch die weichen Linien, in denen sich vom Knie aufwärts über die schlankte Hüfte hinweg der zierliche Leib zeichnete, — waren die eines Kindes.

Es mochte sechzehn Jahre zählen dieses Kind; — älter war es nicht, denn die rothen Lippen, noch geöffnet von jener Frage, mit der sie mich überraschten — diese Lippen, man sah, ja, man kostete es ihnen an, daß sie noch niemals gefragt hatten — — nach Rosen, die nur für eine Nacht erblühen.

Ich nahm ihre Hand und sie ließ sie mir willig, — ich führte sie tiefer in den Wald hinein und sie folgte mir willig, ich ließ mich nieder in das thaufeuchte Moos, auch sie that es willig. Die Nachtigall schwieg, der Wald schwieg, — es war Alles still um uns her.

Und ich begann zu erzählen, so wahr, so innig, daß bald unsere Seelen ineinanderstießen und die Liebe uns forttrug auf schillernden Schwingen in das Traumland der betäubend süßen Düste. Ich fühle den Hauch der wollustathmenden blauen Nächte, fühle den heißen, zuckenden Leib einer aufknospenden Rose, höre die erstickten Seufzer, ihr girrendes Stöhnen, — als wäre es heute, da meine dürstende Seele untertauchte in jenem Meer von Liebe.

Röslein! Haideröslein! Süßer und duftiger denn die Rose des Ostens! Dem trunkenen Auge sichtbar öffnete sich Deine Knospe in einer Nacht und in dieser einen Nacht hauchte dein wundertiefer Kelch so viel des betäubend süßen Duftes aus, daß ich noch Einen kenne, der nun dahinsiecht, — — unbekümmert und ohne Sehnen nach all' den stolzen Rosen da draußen, weit im Osten, wohin die sterbenden Lichter der Sonne sich verlieren . . .



Der Tunnel.

Der Schriftsteller D. befand sich lezthm, auf der Rückreise von A. mit einer hübschen Sängerin allein im Coupé I. Klasse.

— Wir werden gleich durch den Tunnel kommen, meinte die junge Künstlerin, verschämt die Augen niederschlagend.

— Ich kenne ihn, entgegnete D. mit verständnißvollem Lächeln.

— Er ist aber sehr lang, erwiderte beharrlich seine Reisefährtin.

— D, das thut nichts, für mich ist er nicht zu lang, mein Fräulein!

R. G—e.

*

Enfant terrible.

— Du bist heute so traurig, Paulchen, willst Du mit mir nach dem Prater gehen? Du darfst dort Caroussel fahren und Dir das Kaspertheater ansehen.

— Danke schön, Großmutter, ich ziehe vor zu Haus zu bleiben und vom Balkon aus den Leuten auf den Kopf zu spucken, Du glaubst nicht wie amüsant das ist!

R. G—e.

*

Auf der Tramway.

Im Straßenbahn-Waggon macht ein Herr die Bekanntschaft einer Dame.

- Sind Sie verheirathet, Madame? fragt der Herr.
- Ich bin Wittve, mein Herr.
- Ah! und seit wann?
- Schon seit Jahren . . . jeden Sommer.

*

Beim Photographen.

Polotte will sich photographiren lassen.

- Welche Stellung wünschen Sie anzunehmen? fragt der Photograph.
- Aufrecht, schon wegen der Abwechslung.

*

Eheleben.

Die betagte Gattin eines alten Dramaturgen macht ihrem Eheherrn einmal eine schreckliche Scene.

- Schämst Du Dich nicht, ein Mann, der solche Hörner trägt! . . .
- Er, ganz stolz:
- Oh, jetzt nicht mehr.

*

Stoßseufzer eines Bohème.

- Das Gold ist nur Chimäre . . . aber das Silber!

*

Aufschrift für einen öffentlichen Erleichterungsort:

„Wollen heißt können.“

An Sie.

Du bist wie eine Blume —
 Doch das ist ein alter Vergleich,
 Ich seh' nicht Deinesgleichen
 Im ganzen Pflanzenreich.

Du bist wie eine Perle,
 Verschllossen, bleich und schön,
 Ich kann an Deinem Glanze
 Doch nimmer satt mich seh'n.

Du bist wie eine Gazelle,
 Braunäugig, schlank und fein,
 Es kann von solcher Anmuth
 Nie eine and're sein.

Armselig sind die Vergleiche,
 Wo nehme ich bessere her?
 In der ganzen Naturgeschichte
 Find' ich Deinesgleichen nicht mehr.

M. H.

(5)

Gassenblume.

Roman von Emile Blain.

Gegen sechs Uhr Morgens machte sie eine leichte Bewegung. Dann reckte sie die Arme und warf mit einer plötzlichen Geberde die Decke von sich, so daß ihr schöner Leib entblößt da lag. Ein Frösteln fuhr über ihre Haut und leise Seufzer rangen sich aus ihrer Kehle heraus.

Doch fast in demselben Augenblicke stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus.

Ein Mann stand mit gekreuzten Armen vor ihrem Bette und verschlang sie mit seinen Blicken.

- Fürchte nichts, Marion, sagte der Mann. Ich bin's.
- Du? . . .
- Erkennst Du mich nicht?
- Jacob!
- Ja, Jacob. Ach, Marion, warum bist Du ohne mich fort?

Marion glaubte einen Augenblick, noch immer zu träumen.

- Jacob, murmelte sie, Du bist's? Ist's möglich?
- Der Unter-Offizier trat ganz nahe ans Bett heran.
- Marion, wiederholte er, warum hast Du Rennes verlassen?

— Ich glaubte, Du würdest Dein Wort nicht halten können. Ich habe den ganzen Vormittag auf Dich gewartet . . . Es war mir unmöglich, länger bei Frau Duparc zu bleiben. Und darum . . .

Marion wagte nicht fortzufahren.

Der Unteroffizier hatte sich auf den Rand des Bettes gesetzt; bezaubert von der Schönheit dieses jungen Weibes hatte er sie sanft umschlungen.

- Und darum, setzte er ihre Worte fort, bist Du mit dem Gelde eines Andern abgereist.
- Ach, Du weißt . . .
- Alles.
- Von Madame Duparc?
- Ja.

Marion ließ schmachkend das Haupt an die Brust des jungen Mannes sinken.

— Was willst Du? seufzte sie. Es mußte sein.

— Oh, ich habe es eingesehen, arme Marion, flüsterte er. Und darum zürnte ich Dir auch nicht. Aber Du kannst Dir wohl denken, daß ich Dich nicht so ohne Weiteres plötzlich verlieren wollte . . . Mir war das Herz zu voll. Ich liebe Dich so sehr, meine Marion. Da überlegte ich denn nicht lange, stieg in den nächsten Zug und nun bin ich da. Zürnst Du mir deshalb?

Ein wollüstiges Frösteln fuhr über den Leib des Mädchens, der noch völlig durchtrüttelt war von den Träumen der Nacht. Sie schloß die Augen. Die Berührung des begehrten Mannes beraubte sie ihrer Sinne. Sie vergaß den Ernst ihrer Lage und murmelte, ihn an sich pressend:

- Nein, nein, ich zürne Dir nicht.

Doch mit dem Erwachen kam Marion auch das Bewußtsein der Wirklichkeit wieder.

Alle Entwürfe vom gestrigen Tage erfüllten von Neuem ihren Kopf.

Was hatte sie gethan?

Sie hatte beschlossen, in Paris ein neues Leben zu führen, ein Leben voll Haß und Rache, und dann hatte sie so gleich wieder mit einem Liebhaber von drei Tagen angeknüpft, mit einem romantisch angelegten Menschen, der nicht frei war . . . mit einem guten Jungen, der ihr aber nur hinderlich sein konnte.

Hatte sie denn keinen Charakter, keinen Willen?

Wenn sie in dieser Weise ihr Schiffelein führte, konnte sie nicht weit kommen. Nein, nein, sie durfte nicht mehr den Trieben ihrer Sinne, noch auch den Thorheiten ihres Herzens nachgeben.

Einmal mag es hingehen, aber einmal und nicht wieder.

Im Grunde schuldete sie diesem Jacob nichts . . . als ein wenig Dankbarkeit . . . Nun, diese hat sie ihm soeben bewiesen. Sie sind quitt. Der Spaß hatte ein Ende. Sie mußten sich auseinandersetzen.

Es war jetzt heller Tag in dem Zimmer, wo eine so große Unordnung herrschte.

Jacob schlief ruhig an der Seite der jungen Bretonin.

Marion sprang vom Bette und warf rasch einen Schlafrock über.

— Du stehst auf? fragte Jacob, gleichfalls erwachend.

— Ja . . .

— Warum? Es ist noch nicht spät . . .

— Es muß sein.

— Es muß sein? In den Gasthöfen kann man zu Bette bleiben, so lange man will . . .

— Das ist möglich, sagte Marion rauh; nichtsdestoweniger würdest Du mir ein Vergnügen bereiten, wenn Du meinem Beispiele folgen wolltest. Wir haben mit einander zu reden.

Betroffen über diesen Ton setzte der Unteroffizier sich auf und blickte unruhig auf Marion.

— Zu reden? wovon? stammelte er. Ach ja, wie dumm bin ich doch! Schau, es ist ja wahr. Wir haben noch gar nicht besprochen, was wir anfangen wollen.

Nun glitt auch er vom Bett herab. Und während er sich ankleidete, fuhr er fort:

— Die Sache ist übrigens ganz einfach. Vor Allem ist nicht mehr die Rede von dem Herrn, der Dich hier absteigen hieß, nicht wahr? Wenn er sich zeigt, will ich ihm seinen Laufpaß geben. Du bleibst mein Frauchen . . . Ich habe Geld und werde noch mehr Geld haben . . . Wir werden glücklich sein . . .

Marion zuckte mit den Achseln.

— Und Dein Regiment? fragte sie ernst.

Die einfachen Worte „Und Dein Regiment?“, von Marion in ernstem Tone gesprochen, versetzten Jacob in einen Zustand sprachloser Betroffenheit.

— Ach ja, das Regiment . . . sagte er schließlich. Und das Regiment liegt in Rennes. Aber was thut's? Was hat es

zu bedeuten, ob das Regiment in Paris oder in Rennes liege, wenn wir nur vereinigt sind und uns lieben?

— Das heißt mit anderen Worten, daß ich nach Rennes zurückkehren soll?

— Ja, freilich . . .

— Das ist es eben, was ich nicht thun will.

— Wie, Du willst in Paris bleiben?

— Ganz entschieden.

— Ach, Marion, Das ist unmöglich! . . .

— Unmöglich? . . . Warum? Bin ich nicht frei?

— Frei? wiederholte Jacob mechanisch. Das ist wahr . . . sie ist frei.

— Zum zweiten Male betrachtete der Unteroffizier Marion erstaunt; in seinen Augen lag ein Flehen.

Marion stand unempfindlich in der Mitte des Zimmers.

— Also, Du willst nicht nach Rennes zurückkehren? fragte Jacob weiter.

— Gewiß nicht!

— Was soll ich dann anfangen?

— Was Du willst.

— Marion, Marion, Du liebst mich nicht mehr!

Diese Worte waren in einem so tief schmerzlichen Tone gesprochen, daß das junge Weib in seiner scheinbaren Ruhe wankend gemacht wurde.

Allein, sie war stark genug, der Regung des Mitleides, die sich allmählig in ihr Herz schlich, Stillschweigen zu gebieten. Sehr energisch, wenn auch weniger rauh als vorhin, erwiderte sie dem Unteroffizier:

— Doch, Jacob . . . Aber ich will Dich nicht mehr lieben. Ich darf es nicht. Ich wäre die Wunde Deines Herzens, die Schmach Deines alten Vaters. Ich würde Dein Leben vergiften. Ueberlege nur ein wenig. Wir müssen scheiden.

— Niemals! niemals!

— Bedenke, daß Du nicht frei bist! . . . Du bist Soldat! . . . Du kannst mich nicht begleiten durch das neue Leben voll Thorheiten, welches ich führen will.

— Ein Leben voll Thorheiten? Du redest irre . . .

— Nein; ich bin in Paris und bleibe da. So habe ich es beschlossen. In Paris allein kann ich finden, was ich will.

— Was willst Du denn?

— Ich will die Mittel meiner Rache, d. h. Reichthum, unermesslichen Reichthum, der mir gestatten wird, das Gold zum Fenster hinauszumwerfen und geradenweges auf mein Ziel loszugehen. Das ist beschlossene Sache. Dringe daher nicht weiter in mich. Kehre zu Deinem Regimente zurück und vergiß mich.

— Das werde ich nicht können.

— Doch, doch; man kann Alles, was man will.

Jetzt platzte Jacob los.

— Nein, nein! rief er, mit dem Fuße stampfend, — ich werde ohne Dich nicht zurückkehren.

Marion sah den Unteroffizier scharf an.

— So? Du bist also kein Mann! sagte sie. Jacob, bedenke; was Du da sprichst, ist sehr ernst. Wärest Du thöricht genug, um fahnenflüchtig zu werden?

— Ja!

— Nimm doch Vernunft an. Kann ein ehrlicher Mann, ein Unteroffizier der französischen Armee fahnenflüchtig werden? Und für wen? Für eine Unglückliche, eine Verlorene an Leib und Seele. In einem Monate würdest Du bereuen und Dir eine Kugel vor den Kopf schießen. Höre, Jacob, begehe nicht diese Thorheit; Dein Vater würde vor Schande sterben . . .

Jacob schwieg. Ein heftiger Kampf wüthete in der Seele des Soldaten.

Doch allmählig hob er den Kopf und mit einer Ergriffenheit, die er nicht meistern konnte, sprach er:

— Also, es ist eine ausgemachte Sache, Marion, Du willst nicht nach Rennes zurückkehren?

— Nichts kann mich von meinem Entschlusse abbringen.

— Wohl denn, ich werde allein zurückkehren.

— Endlich wirst Du vernünftig, rief die Bretonin freudig aus.

Jacob machte eine schmerzliche Geberde.

— Laß uns noch beisammen bleiben, flehete er; laß mich Dich genießen, bis der Augenblick des Scheidens gekommen.

Endlich verließ Jacob das Zimmer Marions. Er torfelte wie ein Betrunkener. Sein Schmerz war ergreifend.

Der Form wegen kehrte er nach dem Zimmer zurück, welches er am Morgen gemiethet hatte, brachte das Bett ein wenig in Unordnung und ging in das Bureau des Gasthofes hinab, um zu bezahlen. Dann entfernte er sich mit raschen Schritten, als ob er Eile hätte, diesen Ort zu verlassen, den er nicht mehr wiedersehen sollte.

Auf der Thürschwelle begegnete er dem Kellner, der ihn fragte:

— Nun, war die Person, die Sie suchten, richtig die von Nr. 7?

— Nein, ich habe mich geirrt, erwiderte der Unteroffizier. Und er lenkte seine Schritte nach dem Bahnhofe.

— Sei stark! sagte er sich selbst. Marion hat Recht: ein Unteroffizier der französischen Armee darf nicht fahnenflüchtig werden.

Marion athmete auf, als sie endlich allein war.

Sie eilte zum Fenster, das auf den Boulevard ging. Sie sah Jacob fast im Lauffschritt nach dem Bahnhof eilen.

— Er ist gerettet! rief sie aus.

Dann verließ sie das Fenster und schaute im Zimmer umher. Die Unordnung, die da herrschte, war augenfällig. Sie beeilte sich, Kleider und Schachteln wegzuräumen; dann, als die Frühstücksstunde gekommen war, machte sie eine leichte Morgen-Toilette und schickte sich an hinabzugehen.

Als sie die Thüre öffnete, bemerkte sie, daß der Schlüssel außen geblieben war. Diese Thatsache erklärte ihr das räthselhafte Erscheinen Jacobs in ihrem Zimmer.

Sie zuckte mit den Achseln, und da sie merkte, daß der Kellner die Treppe hinaufstieg, erwartete sie ihn.

— Kellner, sagte sie, ihm den Schlüssel reichend, — Sie werden die Güte haben, während ich beim Frühstück bin, mein Zimmer in Ordnung zu bringen.

— Ja, Madame.

— Und Sie werden die Betttücher wechseln. Ich liebe frische Wäsche.

Der Kellner verneigte sich.

Und Marion ging ruhig zur Table d'hôte, wo sie ihren gestrigen Platz einnahm.

Die Gäste fanden, daß die junge Frau sehr ermüdet aussehe.

Zur angekündigten Stunde traf Herr Durand ein.

Er fand Marion hübsch wie eine Rose, ganz reizend in ihrer neuen Toilette.

Er konnte sich eines Ausrufes der Bewunderung nicht enthalten. Sogleich schloß er sie in seine Arme, lieblosete sie und gab ihr tausend Vogelnamen.

Der alte Schürzenjäger schien um zehn Jahre verjüngt zu sein. Auch er war nach der neuesten Mode gekleidet.

— Kästchen, sagte er nach den ersten Freundenergüssen, Du bist anbetungswürdig und ich bedauere nicht, was ich gethan habe. Jetzt bist Du wohl zufrieden?

— Gewiß, sagte Marion.

— Du wirst es noch mehr sein, denn ich will Dir ein Loos bereiten, das Deiner würdig ist. Doch vorher mußt Du mir versprechen, ernst zu sein.

— Ernst?

— Ja, das heißt treu.

Marion verzog das Gesicht.

— Oh, ich zweifle nicht an Dir, Liebste, beeilte sich Herr Durand zu sagen; ich sehe ja, mit wem ich es zu thun habe, und ich sage Dies nur so nebenher, ohne länger dabei zu verweilen . . . Das wäre denn abgemacht. Von heute ab bist Du meine Geliebte in aller Form. Ich will Dir eine kleine Zwischenstock-Wohnung einrichten, wo Du glücklich leben wirst, wie der Fisch im Wasser. Du wirst mich drei- oder viermal im Monate sehen, vielleicht öfter, das hängt von den bevorstehenden Wahlen ab . . . Jawohl, ich kandidire zum Abgeordneten . . . und wenn ich gewählt werde, verlasse ich Dich nicht mehr, oder fast nicht mehr, höchstens so lange, um meiner Frau und meinen Töchtern einen kurzen Besuch in Rennes zu machen. Und nun wollen wir einen Wagen nehmen und nach Batignolles hinausfahren, wo man mir eine kleine, abseits gelegene Wohnung bezeichnet hat, die Dir sicherlich gefallen wird. Dann wollen wir zu einem mir bekannten Tapezierer gehen und in zwei Tagen wirst Du in Deinem eigenen Heim sein. Du wirst eine Magd nehmen und ich werde Dir tausend Francs monatlich geben. Ist Das genug?

— Es ist zu viel.

— Nein; ich will, daß Du eine gute Figur machest. Also abgemacht. Gehen wir.

Marion ließ es sich nicht zweimal sagen.

— Ach, sagte Herr Durand in dem Augenblicke, als sie das Haus verließen, — heute werde ich Dich um die Erlaubniß bitten, Dich frühzeitig verlassen zu dürfen. Ich muß morgen zu früher Stunde in Rennes sein, wo ich Gemeindegeschäfte habe. Zu einer anderen Zeit würde ich mich wenig darum gekümmert haben; aber jetzt wirst Du begreifen . . . ich muß meine Kandidatur aufstellen. Ich bin ein praktischer Mann, Liebe und Politik ist meine Lösung. Hast Du noch Geld übrig behalten?

— Sehr wenig.

— Da hast Du noch tausend Francs. Diese Summe wird Dir hoffentlich genügen, bis ich wiederkomme.

— Es ist mehr als ich brauche.

Herr Durand machte seine Sache gut Die Zwischenstock-Wohnung in der Avenue des Batignolles wurde gemiethet und die Möbel ohne viel Feilschen gekauft. Der Tapezierer verpflichtete sich, binnen 48 Stunden Alles in Stand zu setzen.

Der ehrenwerthe Herr Stadtrath von Rennes war im siebenten Himmel. Er war entschieden vernarrt in die junge Bretonin. Er führte sie nach dem Palais-Royal und behängte sie mit Juwelen. Dann suchte er mit ihr ein vornehmes Restaurant auf, wo sie im Cabinet particulier speisten.

— Du begreifst, Liebste, sagte er ihr dann, ich habe die Dinge mit großer Eile betrieben; aber es mußte sein, denn ich trete mit dem um 12 Uhr 10 Minuten abgehenden Zuge die Rückreise an.

— Wie? Sie kommen nicht nach dem Gasthose zurück? Herr Durand zwinkerte mit den Augen.

— Ich verstehe Dich, sagte er, aber Das ist nicht nöthig, wenn Du Dich mir dankbar erweisen willst . . . In einem separaten Zimmer kann man Alles thun was man will.

Und in der That: bei dem Dessert that der etwas angeheiterte Herr Durand Alles was er wollte.

Kurz nach elf Uhr verließen die Beiden das Speisehaus.

Herr Durand wollte sogleich nach dem Montparnasse-Bahnhose; doch vorher begleitete er Marion bis zu dem Gasthose zurück, weil er nicht wollte, daß er in ihrer Gesellschaft gesehen werde von Leuten, die er etwa auf dem Bahnhose traf.

— Ich verlasse Dich, Kleine, sagte er, als sie bei dem Gasthose ankamen; reiche mir Dein Rosenmündchen zum Abschiede . . . Du bist anbetungswürdig . . . Auf Wiedersehen! Morgen hast Du eine Depesche von mir.

Und der alte Schlingel fuhr ab.

Marion betrat allein den Gasthof, wo sie noch zwei Tage bleiben sollte.

Sie nahm ihren Leuchter und ihren Schlüssel, stieg die große Treppe hinauf und trat in ihr Zimmer.

Sie fühlte sich sehr ermüdet und sank auf einen Sessel. Der Spiegelschirm, vor welchem sie sich befand, warf ihr volles Bild zurück.

Sie hatte sich sehr verändert, aber zu ihrem Vortheile. In ihrer pariserischen Toilette sah sie sehr gut aus und betrachtete sich mit Wohlgefallen. Doch was sie noch mehr vor dem Spiegel festhielt, das waren die zwei Diamanten, die in ihren Ohren glänzten wie zwei Sterne.

Endlich wandte sie die Blicke von dem Spiegel ab und indem sie ihren Hut ablegte, sagte sie sich:

— Wie ist doch das Leben so seltsam! Gestern noch grobe, unschöne Kleider, ein schmutziges Bett, eine Ekel erregende Nahrung und kein Geld . . . Heute Seidenkleider, feine Leibwäsche, eine schön möblirte Zwischenstock-Wohnung, eine Magd, Tausendfrancs-Noten und Brillanten. Ja . . . aber gestern wie heute keine Ehre mehr . . . heute vielleicht weniger denn gestern.

Sie hatte ihren Hut weit hinweggeschlendert und nestelte jetzt nachdenklich ihr Leibchen auf . . . Plötzlich hielt sie in diesem Thun inne; es schoß wie ein Blitz aus ihrem Auge . . .

Und er, dieser verdammte Penavaire, was treibt er zu dieser Stunde? Was ist aus ihm geworden? Sicherlich fährt er in seinen schmählischen Nachstellungen fort und sucht ein neues Opfer. In diesem Augenblicke entehrt er vielleicht eine andere Marion. Ha, der Bösewicht! wach' eine Freude wäre es mir, ihm ins Gesicht zu speien, das Gesicht mit meinen Nägeln zu zerfleischen, ihn vor aller Welt zu entlarven! Nun, und dann, was weiter? Nicht eine solche Rache mußt Du haben, Marion. Die Rache, die Du ersonnen, mußt Du geduldig abwarten.

Sie fuhr fort, sich ruhig zu entkleiden und entblößte so nach und nach ihren herrlichen Körper. Bald hatte sie nichts mehr am Leibe, als das Hemd. Da zog ein rother Punkt über der Brust, welchen der Spiegel reflektirte, ihre Aufmerksamkeit auf sich.

— Ach ja; murmelte sie, sich erinnernd, — es ist ein Andenken von Jacob. Der arme, brave Junge!

Und ein Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Ohne zu merken, daß sie laut spreche, fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort:

— Er ist gerettet, er ist bei seinem Regiment. In acht Tagen wird er nicht mehr an mich denken. Umso besser. Diesen hätte ich lieben können; es war ein braver Mann.

Sie näherte sich ihrem Bette . . .

Doch in dem Augenblicke, wo sie die Hand ausstreckte, um den Vorhang beiseite zu ziehen, wurde dieser plötzlich weggerissen und Jacob stürzte mit gefalteten Händen zu ihren Füßen.

— Was! rief Marion, die ihren Augen nicht trauen wollte . . . Jacob! Du bist nicht fort?

— Nein, im letzten Augenblicke fehlte mir der Muth.

— Das ist Wahnsinn!

— Wahnsinn . . . möglich; aber Liebeswahnsinn, den ich nicht meistern kann . . . Ach, nimm doch nicht diesen bösen Blick an, Marion; es ist vergeblich. Ich weiß jetzt, daß Du mich liebst. Ich hörte, als Du es sagtest. Nichts kann mich mehr von Dir trennen.

VII.

Nachdem er Marion in Rennes verlassen, hatte Penavaire seine Reise fortgesetzt, ohne sich um sein Opfer weiter zu kümmern.

Nicht als ob er sie ganz vergessen hätte.

Wenn man ein solches Mädchen besessen hat, wenn man ihr erster Liebhaber gewesen, ihre ersten Liebkosungen genossen, vergißt man diese Augenblicke des Raufes nicht so leicht, diese heißen Liebesküsse der Jungfrau, die man zum Weibe gemacht hat.

Er dachte sogar viel an sie. Dieses reizende, frische Mädchen hatte Eindruck auf sein blasirtes Herz eines Genußmenschen gemacht; es fehlte nicht viel und er wäre zurückgekehrt, um sie wiederzusehen.

Durch Rennes kommend hatte er wiederholt das Schandhaus umschlichen, in welchem eine Penavaire, seine Verwandte, seine Base, ja was mehr: seine Geliebte, in Folge seiner Niedertracht den Gelüsten des erstbesten Trunkenbolde dienen sollte.

Er hatte sogar — nicht ohne einige Ueberraschung — Herrn Durand aus dem Hause kommen sehen, den er sehr wohl kannte, da der Gemeinderath einen Weinhandel im Großen betrieb.

Penavaire dachte sich: „Vielleicht war er gerade bei Marion“. Er ahnte nicht, wie richtig er rieth.

Trotz seinem lebhaften Verlangen wagte er nicht in das Haus einzutreten. Nicht als ob ihn Gewissensbisse gequält hätten; er hatte vielmehr oft gelächelt bei dem Gedanken, welches Gesicht Marion gemacht haben mochte, als sie erfuhr, an welchem Orte sie sich befände. Im Uebrigen war er überzeugt, daß in der Folge sein Opfer von seiner Lage entzückt gewesen und daß Marion jetzt so sei wie die Anderen.

Was ihn hauptsächlich zurückhielt, war die Furcht, eine Liebe wieder wachzurufen, an welche sie ohne Zweifel nicht mehr dachte, und vielleicht gar selber wieder zur Zärtlichkeit gerührt zu werden; denn was er immer auch that, konnte er sich einer gewissen Zuneigung für das Mädchen nicht erwehren.

Zu seiner schmählischen Handlungsweise, mit der er sie im Stiche ließ, war er vor Allem durch die Furcht gedrängt worden, von den Verwandten Marions seine Beziehungen zu ihr entdeckt zu sehen; er war dann gefangen und in die Unmöglichkeit versetzt, sich ihrer zu entledigen. Er hatte ganz andere Pläne und es fiel ihm nicht ein, ein armes Hötelmädchen zu heirathen. Indem er sie an diesem Ort der Schande ließ, war es ebenso gut, als ob er sie in den Kerker geworfen hätte. Sie war zu furchtsam und besaß zu viel Eigenliebe, als daß sie gewagt hätte, ihrem Vater und ihren Brüdern ihre furchtbare Lage bekannt zu geben. In dieser Hinsicht konnte er ruhig sein. Indem er die Niedertracht beging, seine Geliebte in das Schandgewerbe einer Freudenbirne zu jagen, richtete er zwischen sich und ihr eine unübersteigbare Schranke auf. Für ihn war sie eine Lebendigtodte und dieses Schandhaus war ihr Sarg.

Er kehrte denn nach Brest zurück, wo ernste Ereignisse seiner harften.

Das Haus, welches er vertrat, war sozusagen auf den Index gesetzt worden und die öffentliche Meinung war sehr erregt über seine Patrone.

Seit den siebenzehn Jahren, daß die Herren Gebrüder Jeantrec sich etablirt hatten, — dank einigen Kapitalien, welche ihnen von einigen zum Klerus gehörenden Personen geliefert wurden, mit welchem sie auf dem besten Fuße standen — hatte das Haus einen so erfreulichen Aufschwung genommen, daß seine geschäftlichen Beziehungen sich jetzt über die ganze Bretagne und über einen Theil der Normandie erstreckten und die Summe des Umsatzes in Weinen zwei Millionen Franken jährlich überstieg. Nicht als ob ihre Weine besser gewesen wären, als jene ihrer Konkurrenten in Brest, Rennes und Saint-Brieuc; aber die große Entwicklung ihrer Geschäfte kam von der Art ihrer Klienten.

Die ersten Kapitalien des Geschäftes waren — wie bereits gesagt — von Mitgliedern der Geistlichkeit gekommen, welche Madame Jeantrec, die Mutter, für die Sache ihrer Söhne zu interessieren gewußt hatte.

Mama Jeantrec war eine fromme, sehr fromme Person; sie ging täglich in die Frühmesse, zweimal wöchentlich zur Beichte und jeden Sonntag zur Kommunion.

Sie war klein, wohlbeleibt, hatte lebhaft, schwarze Augen, ein wohlgefülltes Leibchen, im Ganzen eine verführerische Person, und man begriff sehr wohl, daß die Herren Abbés die lebenswürdige Büsserin gern vor ihrem Beichtstuhle erscheinen sahen.

Sie war frühzeitig Wittve geworden und hatte nicht wieder heirathen wollen, obwohl ihre wohlgenährte Person so manchen annehmbaren Bewerber gefunden hätte. Als kluge und geschickte Frau hatte sie begriffen, daß die Freiheit eine Macht, der Wittwenstand ein großer Vortheil sei. In ihrer Freiheit konnte sie nach rechts und links die kleine Münze ihrer Reize vertheilen; in ihrem Wittwenstande hatte sie alle Rechte, welche ein Mädchen nicht hat. Die Wittwenschaft ist eine Schutzwand gegen alle mehr minder böswilligen Angriffe der Neidischen und der Nebenbuhlerinnen.

Frau Jeantrec hatte denn als praktische Frau, welche die Welt kennt, klug gedacht und klug gehandelt. Sie stach fast immer in der Kirche. Eine gewisse Eleganz in der Art sich zu kleiden beobachtend, hatte sie einen frommen Wandel angenommen, welcher ihr die Achtung aller wohlgesinnten Personen verschaffte. Sie stückte Altardecken und machte Kunstblumen für die Kapelle der heil. Jungfrau; sie widmete ihre Sorgfalt den besondern Kapellen. So errang sie das Wohlwollen der reichen und frommen Familien des Pfarrsprengels. Vom Morgen bis zum Abend war sie in der Sakristei oder im Pfarrhause; sie unternahm nichts, kaufte nicht den kleinsten Gegenstand, ohne die Ansicht des Herrn Pfarrers oder seiner Vicare einzuholen.

In dieser Weise hatte sie es ohne Mühe erreicht, daß ihre beiden Söhne in der Klosterschule Aufnahme fanden, wo sie unentgeltlich in den Lehren der heiligen Kirche unterwiesen wurden. Die Patres legten die ganze Erziehung der Knaben darauf an, um sie einst zu Priestern zu machen. Doch Madame Jeantrec hatte andere Pläne. Sie ließ die Mönche gewähren, war aber entschlossen, im geeigneten Augenblicke nach ihren eigenen Ansichten vorzugehen. Als die beiden Jünglinge ihre Studien beendet hatten und man sie in das Seminar geben wollte, verzögerte sie die Sache eine Weile, indem sie die schwache Gesundheit der Kinder vorschlügte, und erklärte schließlich, keiner von Beiden fühle in sich den Beruf zum geistlichen Stande; darum wolle sie lieber gute Katholiken, als schlechte Priester aus ihnen machen.

Einige Zeit hernach brachte sie die beiden Jungen bei einem Weinhändler in Morlaix unter. Sobald sie einmal ferne von ihr waren, trieb sie umso leichter ihr Spiel, als die Knaben sie nicht in ihrem Vorgehen behinderten. Denn sie war eine beharrliche Frau, der kein Mittel zu schlecht war, wenn es nur zum Ziele führte.

Seit jener Zeit verließ sie kaum mehr das Pfarrhaus; man sah sie daselbst zu jeder Stunde des Tages und auch der Nacht, wie die bösen Zungen behaupteten.

So erlangte sie denn Alles, was sie wollte: Kommanditäre für ihre Söhne und den Ankauf eines Geschäftes, wobei die Pfarre der Haupt-Aktionär war.

Der kirchlichen und legitimistischen Klientel sicher, einer reichen und gut zahlenden Klientel, war es den jungen Leuten ein Leichtes, die Summe zurückzuzahlen, welche ihnen vorgestreckt worden war.

Zu jener Zeit nahmen sie den Penavaire als Handlungsreisenden in ihre Dienste und sie waren mit demselben sehr zufrieden. Man hatte ihnen zwar gesagt, daß er ein fleißiger und verständiger Bursche sei, aber sie hatten nicht geglaubt, daß er es in dem Maße sei, wie er es zu sein schien.

Dann heiratheten die Brüder Jeantrec, oder eigentlich: man verheirathete sie in einem Zwischenraume von wenigen Monaten. Die Herren von der Pfarre hatten die Gattinen für die Beiden gewählt und die „frommen Lieferanten des Klerus und des Adels“ — wie es in dem Prospekt des Hauses hieß — verheirathet.

Die beiden jungen Frauen waren wahre Rührmichnichtan, in Frömmigkeit gehüllt wie ihre Gatten und ihre Schwiegermutter.

Das Haus stand auf dem Gipfel seiner Größe; alle Tage gab es da offene Tafel. Es war zur Gewohnheit geworden, zum Frühstück oder zum Diner die frommen Klienten des Hauses einzuladen und das Eßzimmer war immer vollbesetzt mit einer respektablen Anzahl von Abbés jeder Statur und jeder Herkunft. Es fehlte natürlich auch nicht an frommen Schwestern und es war ein interessantes Schauspiel, die frommen Männer und Frauen zu sehen, wie sie von den kleinen Angelegenheiten ihrer Pfarren und Klöster plauderten. Es war ein ununterbrochenes Geflüster und Gezischel, von salbungsvollen Geberden begleitet.

- Sie haben Recht, Herr Abbé.
- Nicht wahr, theuere Schwester?
- Und wie geht es unserem frommen Bischof?
- Der hochwürdige Herr leidet noch immer an der Zuckerkrankheit.

Nur das Geklapper der Messer und Gabeln unterbrach das einschläfernde Einerlei der Unterredung. Die feinsten Weine wurden aufgetragen und die Herren Brüder Jeantrec verkauften, während sie von dem wunderthätigen Wasser von Lourdes sprachen, zwischen einer Schüssel und der andern einige Fässer Wein.

Es versteht sich von selbst, daß in einer so frommen Umgebung der Wein getauft wurde. Es scheint sogar, daß die Herren Brüder Jeantrec sich mit einem einfachen Aufguß nicht begnügten, sondern nach Art der Jünger und Apostel vorgingen. Eines Tages besetzte die Polizei ihre Keller und Verkaufsläden; der Inhalt von siebzig Fässern wurde ins Meer geschüttet und die „Herren Lieferanten des Klerus und des Adels“ wurden wegen Verkaufes von gesundheitschädlichen Genüßmitteln zu einer ansehnlichen Geldstrafe verurtheilt. Mit knapper Noth entgingen sie dem Gefängnisse.

Penavaire faßte die Gelegenheit beim Schopfe. Er begriff, daß das Haus sich in schlimmer Lage befinde und daß es ein ausgezeichnetes Geschäft wäre, die Nachfolgerschaft in diesem Augenblicke anzutreten. Allein, ihm fehlten die nöthigen Kapitalien, um das Geschäft anzukaufen, so sehr es auch augenblicklich im Werthe gesunken war. Dies hinderte ihn nicht, einige Worte darüber dem älteren der beiden Brüder, Pierre Jeantrec zu sagen.

Er wies auf den besleckten Namen, den unaufhaltsamen Sturz der Firma hin, trotzdem die Politik sich in die Sache mengte und man in der frommen Welt die Brüder Jeantrec als Märtyrer und ihre Verurtheilung als niedrige Rache und Verfolgung hinstellte.

Die ganze Presse des Departements war seit Wochen in Aufregung; es regnete Angriffe und Erwidern; es war ein homerischer Kampf, von welchem die hauptstädtische Presse nur eine matte Nachahmung zu bieten vermog.

Pierre Jeantrec war weit entfernt, Penavaire eine befriedigende Antwort zu geben und dieser hielt die Sache für verloren, als plötzlich eine böswillige Insinuation des „Phare de l'Ouest“ ihm mit einem Schlage das nöthige Geld, das Geschäft und obendrein eine Frau in die Hände spielte.

In einem Artikel voll unwiderleglicher Beweise erzählte der Redakteur — mit einer bewunderungswürdigen Bartheit des Styls und einer Feinheit der Indiskretion, welche das höchste Lob verdiente — eine ganze Skandalgeschichte, in welcher Pierre Jeantrec die Hauptrolle spielte.

Als verheiratheter Mann und Vater von fünf Kindern hatte der fromme Kaufmann Gelüste nach mehreren Mädchen in einem Alter, welches so zart war, wie ihre Beziehungen zu dem reichen Beschützer.

Alles ging glatt bis zu dem Augenblicke, wo der Sturz des Geschäftshauses kam; da glaubten einige der Elternpaare die Zeit für gekommen, um eine Entschädigung zu fordern, welche man ihnen zu bewilligen sich beeilte. Unglücklicherweise gab es unter den Mädchen eine kleine Arbeiterin, deren Zustand sehr interessant werden zu wollen schien.

Die liebe Kleine war nicht ganz sechzehn Jahre alt. Sie ward unterstützt von einem Bruder, einem Hafenarbeiter, der nicht spaßte, der Pierre aufsuchte und drohte, ihm „eine tüchtige Suppe einzubrocken“, wenn er kein Mittel finden sollte, die Ehre seiner Schwester Louise wiederherzustellen.

So kam es, daß Penavaire eines Abends, als er eben von einer Reise zurückgekehrt war, von seinem Chef beiseite genommen wurde, der ihm sagte:

— Mein lieber Freund! Sie haben mir neulich Eröffnungen gemacht betreffend die Erwerbung unseres Geschäftshauses. Ich habe über die Sache seither nachgedacht und habe mit meinem Bruder darüber gesprochen. Wir sind bereit, Ihnen das Geschäft abzutreten unter der Bedingung, daß Sie Louise Marie Kerdaniel zur Frau nehmen . . .

— Ah! die Schwester des Hafenarbeiters?

— Ganz richtig. Sie erhält 50,000 Francs Mitgift und ist ein reizendes Mädchen, mit welchem Sie, mein Lieber, gewiß sehr glücklich sein werden.

Penavaire neigte das Haupt zum Zeichen der Zustimmung. Dann fragte er nach einer Weile:

— Sie sagten, sie bekomme eine Mitgift von 50,000 Franken?

— Ja, mein Freund.

— Und wie hoch bewerthen Sie Ihr Geschäftshaus?

— Mit 200,000 Franken.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: Budapest, Grenadiergasse 8.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.



Druck von F. Buschmann Budapest, Kronprinzgasse 3, Parisch-Bazar.

Im Verlage von **Gustav Grimm** in **Budapest**
ist soeben erschienen und
durch alle **Buchhandlungen** zu beziehen :

LÜGEN.

Roman von
PAUL BOURGET.

Autorisirte Uebersetzung von **A. HANNY.**

 Ein starker Band 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark. 





Physiologie der modernen Liebe.

Nachgelassene Fragmente eines Werkes von **Claude Larcher**, gesammelt und herausgegeben
von seinem Testamentsvollstrecker

PAUL BOURGET.

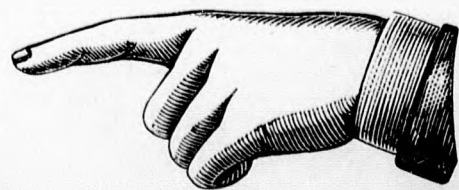
Autorisirte Uebersetzung von **OTTMAR DITTRICH.**

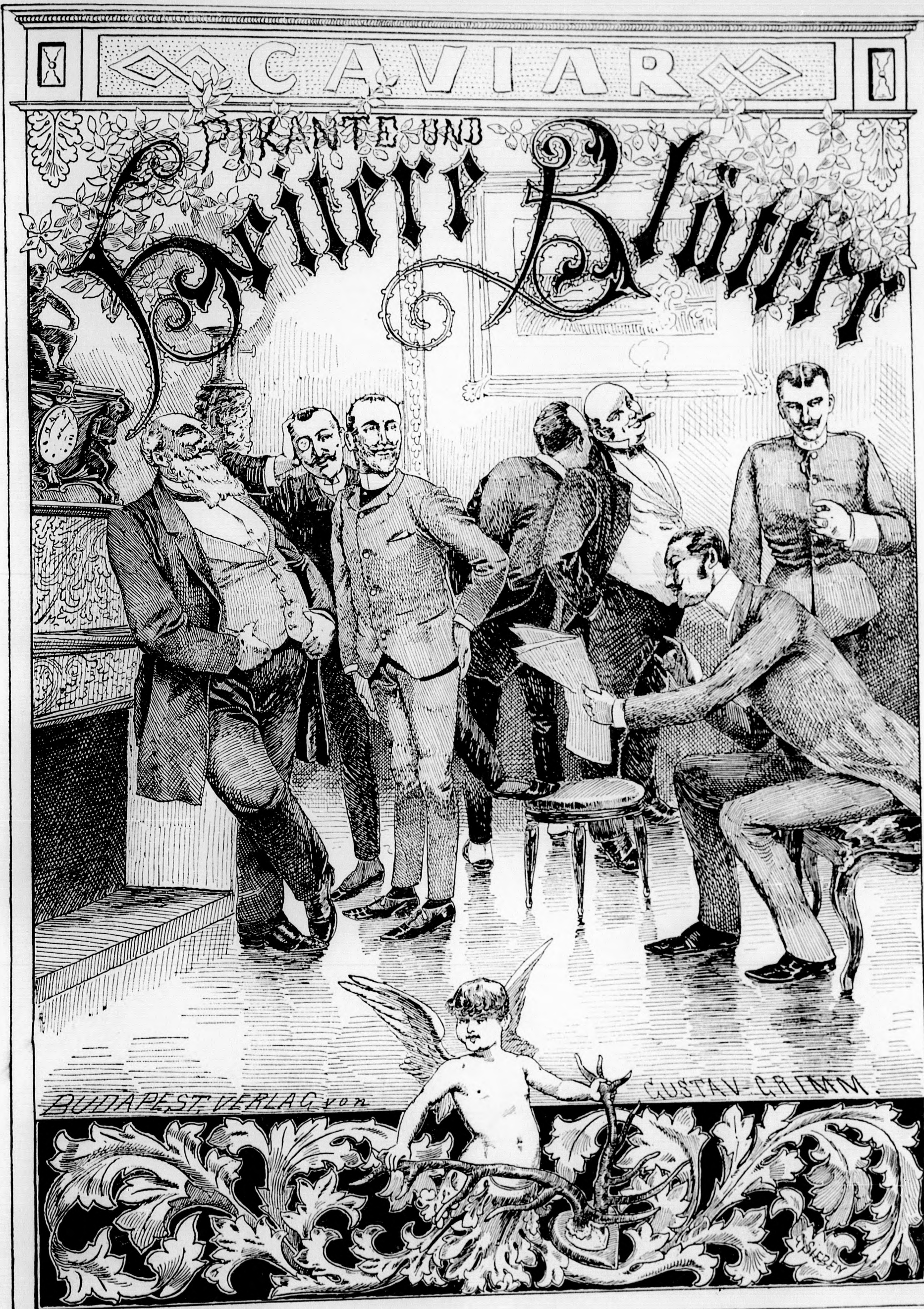
 Ein starker Band 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark. 



PAUL BOURGET, der hervorragendste Schüler **Emil Zola's** bietet in seinem Roman „**Lügen**“, der im Original („**mensonges**“) ungeheuren Erfolg erzielt hat, mit Geist und Witz, mit scharfer psychologischer Auffassung und jener unnachahmlichen französischen Grazie vortreffliche Schilderungen aus dem französischen Leben der Gegenwart.

„**Die Physiologie der modernen Liebe**“, von der Kritik eines der allerseitsamsten Bücher genannt, wird alle Leser der Bücher von **Stendhal**, **Michelet**, **Montegaza** interessiren.





Er scheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).
 Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portopostschlag.